# Johann Caspar Tschudi, Fabrikant "in der Herren" in Schwanden : seine Söhne, Töchter und Schwiegersöhne

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **87 (2007)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# I. Johann Caspar Tschudi, Fabrikant «in der Herren» in Schwanden – seine Söhne, Töchter und Schwiegersöhne

- 1 -

Der eigentliche Grund dafür, dass die drei Männer, die zwei Glarner und der Thurgauer, aufeinander stiessen, war eine Liebesgeschichte. Johann Caspar Tschudi (1795–1851), Fabrikant «in der Herren» in Schwanden, führt am 29. September 1849 in einem Brief an Conrad Sauter (1800–?), Zürich, dazu aus:

«Meine jüngste Tochter [Anna Maria] hat meine liebe Frau als ihre zärtlich liebende Mutter ins Bad begleitet und ihr 5 Tage Gesellschaft geleistet, bis sie recht heimisch war. Nun ist diese nach ihrem eigentlichen Vorhaben zu einer Jugendfreundin nach Diessenhofen abgereist (...). Zufällig lernte sie einen der ersten ledigen Herren in Diessenhofen im Hause ihrer Freundin[1] kennen, so dass sie in wenigen Tagen sich ehlich unter Vorbehalt unserer Genehmigung verbanden.»

Anna Maria Tschudi (1824–1920) begleitete ihre Mutter, Johann Caspar Tschudis zweite Frau, Regula Tschudi-Dürst (1795–1863), zur Kur nach Ragaz ins Bad Pfäfers und begegnete in dem thurgauischen Rheinstädtchen eben «zufällig» dem unverheirateten, wohlhabenden Johann Rudolf Hanhart (1818–1872).

Was mit diesem Brief begann, liess Johann Caspar Tschudi, der im Folgenden meist «Johann Caspar» genannt wird, in seinen zwei letzten Lebensjahren noch manches planen und unternehmen, worauf er sonst nicht im Traum gekommen wäre. Es beeinflusste nicht nur sein eigenes Leben und jenes seiner jüngsten Tochter, sondern das Leben all jener, deren Stammvater er ist.[2]

[1] Cleophea Jenny (1825–1850), verheiratet mit Johann Adolf Ritter (1820–1884). Tochter des Fridolin Jenny (1793–1848) und der Anna Katharina Iselin (1792–1838).

[2] Vgl. Marti-Weissenbach, K., Die Unternehmerfamilie Tschudi aus dem glarnerischen Schwanden. Ihre Geschichte seit dem 16. Jahrhundert. Glarus 2003, S. 70–123.

Am übernächsten Tag, am 1. Oktober 1849, schreibt Johann Caspar seiner Schwester Verena Wild-Tschudi (1793–1851), die im texanischen Galveston lebte:

«Nun, liebe Schwester, habe ich von meinen 6 Kindern noch zwei unverheiratet, nämlich beide Söhne, Heinrich und Joachim, beide geschickte und angesehene Männer.»

Gemeint sind die über die Kindheit hinaus am Leben gebliebenen Kinder, je drei aus erster und aus zweiter Ehe.[3] Die erstgeborene Anna Katharina (1808–1878) war mit dem Schwander Metzger Jost Luchsinger (1804–1885) verheiratet.

Deren Sohn war, bevor er in Italien selber Unternehmer wurde, «in der Herren» tätig gewesen. Sohn Johann Heinrich (1810–1858) blieb unverheiratet. Sohn Joachim (1822–1893) heiratete erst nach dem Tod des Vaters. Die Tochter Regula (1812–1886) wanderte 1845 mit ihrem Mann, Caspar Stüssi (1804–1845) aus Glarus nach Amerika aus. Sie hatte sechs Kinder auf die Welt gebracht, von denen zwei in jungen Jahren starben. Als Witwe kehrte sie in die Schweiz zurück. Sie starb in Männedorf.

Auch die Tochter Regula hatte wie Anna Maria bei der Heirat ihren Kopf durchgesetzt – nur mit etwas andern Folgen. In einem Brief Johann Caspars an Caspar Lüthy[4] in Innsbruck vom 1. November 1851 ist zu lesen:

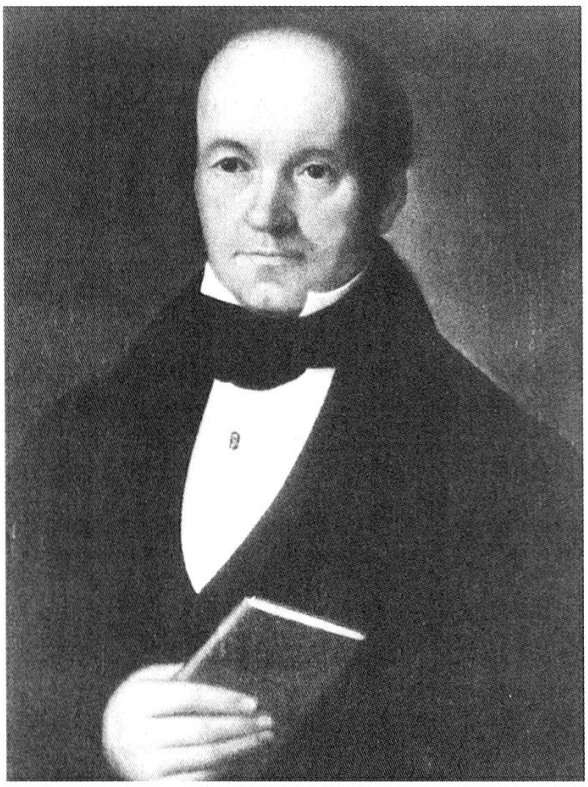
«Von meiner Tochter Regula und ihrem Mann und [ihren] Kindern habe ich schon lange keine direkte Nachricht empfangen, denn unsere Verhältnisse sind etwas gespannt. Sie leben immer unter abwechselndem Schicksal in New Orleans, waren leider zu wiederholten Malen fieberkrank, erholten sich aber dann immer wieder.»

Gespannt waren die Verhältnisse, weil der Tochtermann Johann Caspars Nichte Sophie Wild in Galveston 230 Dollar schuldete. Im erwähnten Brief an die Schwester Verena Wild-Tschudi heisst es dazu:

«Die Tochter Regula hat mir geschrieben den 7. Juli (...), dass ihnen in Gottesnamen noch nicht möglich gewesen sei, der Frau Bas Zahlungen zu leisten, indem sie die wiederholten Krankheiten der ganzen Haushaltung und

[3] Ebenda.

[4] Caspar Lüthy (1800–1857) hatte «in der Herren» während einiger Zeit die tschudische Garnzwirnerei, die er von Andreas Billeter (1768–1821) übernommen hatte, weiterbetrieben. Er blieb nach dem Wegzug aus dem Glarnerland Johann Caspar Tschudis Freund und Briefpartner. Auch Caspar Lüthys Vater Heinrich, sowie Bruder Heinrich und Neffe Caspar gehörten zu Johann Caspars Bekanntenkreis. Die Lüthys stammten aus dem Thalgarten in Männedorf, wo sie einen Handel mit Tuch- und Manufakturwaren betrieben. Caspar Lüthy war ein Spinnereifachmann und während einiger Zeit Direktor der Spinnerei Jenny & Schindler in Hard b. Bregenz. Um 1850 war er in Innsbruck tätig. Staatsarchiv Zürich; Allgemeines Ragionenbuch des Bezirks Meilen 1836–1858, S. 157. Hans-Rudolf Galliker: Reben, Leder und Hightech, Bd. 2, Männerdorf 2006, S. 28.



Johann Caspar Tschudi (1790–1851). (PTF)

Regula Tschudi-Dürst (1795–1863). (PTF)

Verdienstlosigkeit so in Rückstand gebracht haben, dass sie kaum mehr das Leben zu fristen vermochten.»

Bei Gelegenheit konnte der Mensch Johann Caspar durchaus dem Geschäftsmann Johann Caspar in die Quere kommen. Jedenfalls hatte er 1849 anstelle des Schwiegersohns aus eigener Tasche 50 Dollar zurückbezahlt. Weiter unten im gleichen Brief fährt er fort:

«Was Stüssis Eltern anbetrifft, liebe Schwester, ist keine Hoffnung zu haben. Sie sind alle arme Leute. Wie [ich] Dir schon früher geschrieben, musste ich voriges Jahr fl. 400.– nebst 2 Jahre Zinsen für geleistete Bürgschaft für den Alten bezahlen, welche zwar an Tochtermann Caspar zu Last fallen. Natürlich sind meine Frau und Kinder sehr ungehalten dafür, und es gibt oft manche unangenehme Bemerkungen darüber, welches ich nicht wohl entschuldigen kann, obschon es nur eine väterliche Notschuld von mir ist, welche nicht wohl zu vermeiden war!»

Die ältere Tochter aus zweiter Ehe, Verena (1817–1906), war seit 1836 mit Alexander Spelty (1815–1864) aus Netstal verheiratet. Über diesen schreibt Johann Caspar seiner Schwester in Amerika:

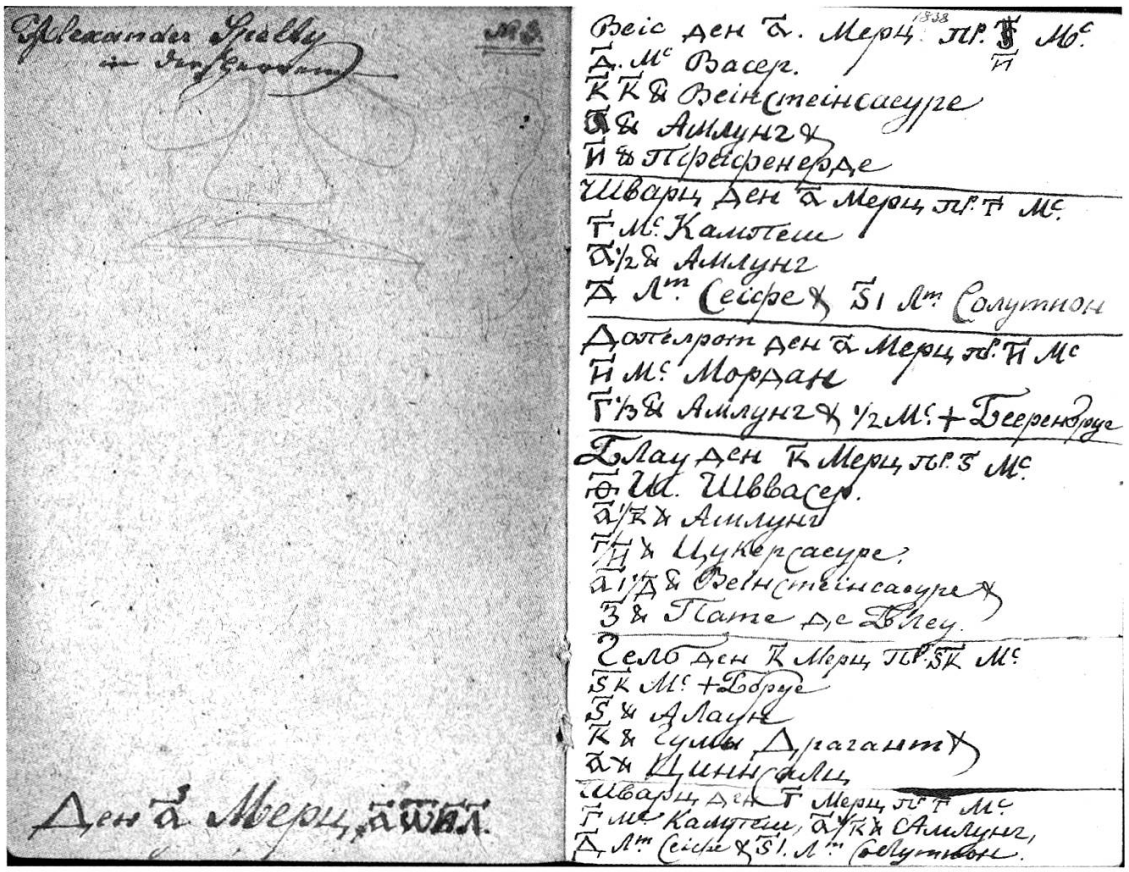
«Unser lieber Tochtermann, Herr Spelty, hat uns in Weesen in einer Chaise abgeholt und uns bis in sein elterliches Haus in Netstal geführt.»

Mehr über ihn ist dem Brief vom 6. November 1850 an den nachmaligen Schwiegersohn in Diessenhofen zu entnehmen:

«Wir sind Gott sei Dank alle gesund und wohl, jedoch auch leider mit Ausnahme vom lieben Tochtermann Spelty, welcher jetzt in kurzer Zeit schon zwei Anfälle von starken krampfhaften Unterleibsschmerzen gelitten hat, möge der Himmel ihn von ferneren Anfällen dieser oder anderer Art bewahren und ihm ein gesundes und langes Leben schenken, zum Heil und Trost für uns und für Frau und Kinder, denn er ist aufrichtig gestanden ein recht tätiger und wirksamer Mann, und es ruht und lastet viel Arbeit und Sorgen auf ihm.»

Schon im vorigen Jahr, am 15. September 1848, schreibt er der Schwester: «Mein Tochtermann Alexander Spelty besorgt unsere Agentur für französische und deutsche Häuser mit gutem Erfolg, so dass [wir] ausserordentlich mit ihm zufrieden sind. Es würde mich freuen, wenn er für ein gutes Haus (in Amerika), das gute Baumwolle liefern könnte, eine Agentur besorgen könnte. ( ... ) Dieser Tage ist er wirklich auf der Reise in Geschäften für Häuser in der Schweiz und im Vorarlberg.»

Weil Alexander Spelty die ersten Jahre in Russland verlebt und dort auch die Schule besucht hatte, notierte er die geheimzuhaltenden Farbrezepte in russischer Schrift.



Alexander Spelty-Tschudi: Farbrezepte in russischer Schrift.

Anderthalb Jahre nach Johann Caspars Tod musste Alexander eines Augenleidens wegen die Tätigkeit in der schwiegerväterlichen Fabrik aufgeben. Dieses Augenleiden war sicher das einschneidenste Ereignis seines Lebens und hatte das Aufsehen erregendere, die Teilnahme am Sonderbundskrieg, in den Schatten gestellt. Ein während des Feldzuges geschriebener Brief[5] an seine Frau soll indes an jene bewegte Zeit erinnern:

«Meine Liebe!
Mein Letztes vom 8. dies, morgens, von Benken höflich bestätigend, benutze [ich] gerne diesen Augenblick, während die Mannschaft ihre Kuppel (Säbelkuppel, Säbelkoppel, Lederzeug) weiss anstreicht, Dir zu schreiben, um Dich betreff Meiner vollkommen zu beruhigen. Ich war nie munterer als

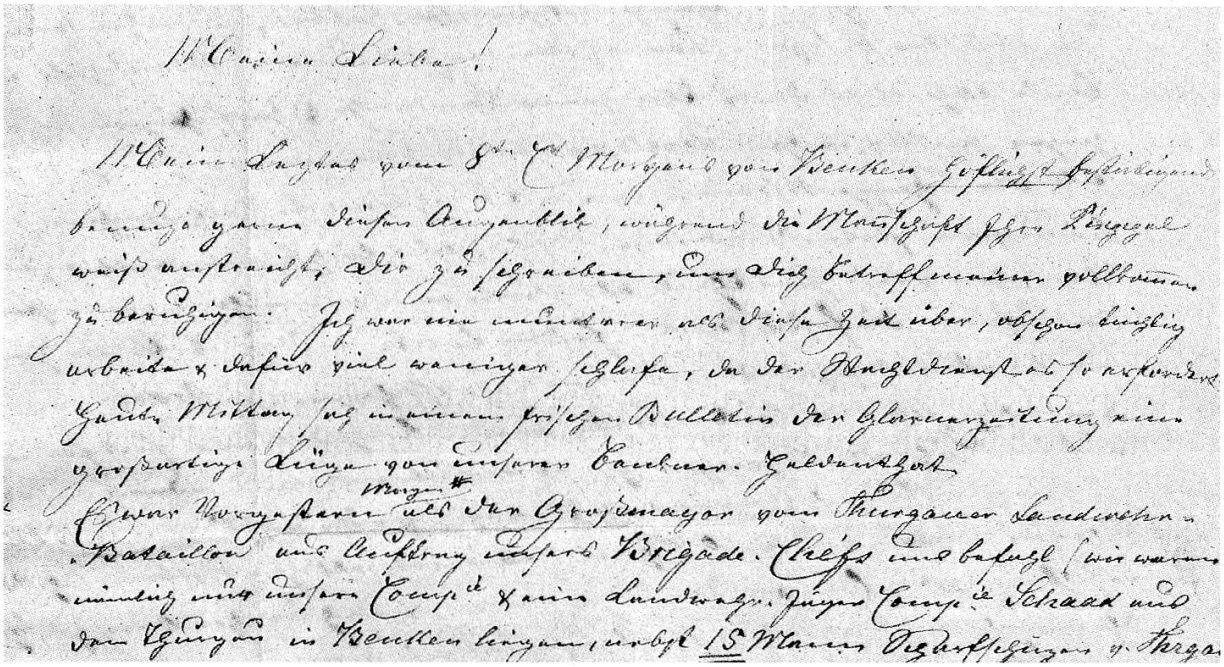
[5] Alexander Spelty-Tschudi schrieb 1847 während des Sonderbundskrieges als Lieutenant des Glarner Landwehr-Bataillons Trümpy aus dem Gaster und aus der March seiner Frau nach Schwanden 14 Briefe. Siehe JHVG, Heft 77, S. 109–123. Inzwischen ist ein weiterer Brief aufgetaucht, der am 12. November in Wiesenthal (nördlich von Maseltrangen), «nachmittags», geschrieben wurde und der der Vollständigkeit halber hier abgedruckt ist. Indem er sich ausführlich mit dem Vorfall befasst, über den die «Glarner Zeitung» zum Ärger der beteiligten Glarner Kompanie unzutreffend berichtet hatte, beantwortet er Fragen, die die publizierten Briefe offen gelassen haben.

Verena Spelty-Tschudi (1817–1906).

Alexander Heinrich Spelty-Tschudi (1815–1864).

diese Zeit über, obschon [ich] tüchtig arbeite und dafür weniger schlafe, da der Nachtdienst es so erfordert. Heute Mittag sah [ich] in einem frischen Bulletin der Glarner Zeitung eine bösartige Lüge von unserer Benkner Heldentat. Es war vorgestern Morgen, als der Grossmajor vom Thurgauer Landwehr-Bataillon aus Auftrag unseres Brigade-Chefs uns befahl (wir waren nämlich nur unsere Companie und eine Landwehr-Jäger-Companie Schaad aus dem Thurgau in Benken liegen, nebst 15 Mann Scharfschützen vom Thurgau), unsere Vorposten bis an die Grenze vom Ct. Schwyz vorzuschieben; denn Du musst nämlich wissen, dass auf dem jenseitigen Ufer der Linth der Ct. St. Gallen oder Benken einen grossen Bezirk Land nebst zwei Häusern inne hat. Die Schildwachen wurden wirklich so aufgestellt wie befohlen wurde, allein mittags (wir waren just an der Suppe) machten die äussern Vorposten Lärm, dass der Feind sich nahe. Wir sprangen schnell auf und riefen die Wache ins Gewehr, mit der wir dann, etwa 40 Mann, ausrückten. Mittlerweile wurde Generalmarsch geblasen, um die andere in den Quartieren sich befindliche Mannschaft ebenfalls zu sammeln, was Lieutenant Blumer und 2 Thurgauer Offiziere zu besorgen hatten, indem selbe im Dorf Benken zu Mittag speisten, indessen wir bei unserem Hauptposten an der Giessenbrücke logierten. Lieutenant Feldmann zog mit unserer Wachtabteilung und ich mit den Thurgauer-Jägern aus unter dem Commando unseres tüchtigen Hauptmanns Schneely. Unsere Absicht war jedoch, nicht anzugreifen, weil wir gar keinen Befehl hierzu hatten, im Gegenteil war uns dieses verboten und überdies wollten wir die beiden versammelten Companien erwarten. Wir zogen also in bester und schönster Ordnung über die Brücke, um uns als Beobachtungscorps an der Grenze aufzustellen und gleichzeitig wenn möglich zu verhüten, dass die mit Schusswaffen anrückenden 50–60 Schwyzer, die fast an ihrer Grenze eine lange grosse Schanze aufgeworfen hatten, dieselbe besetzen. Kaum hatten wir mit unserer Mannschaft die Brücke passiert und die 15 Thurgauer Landwehr-Scharfschützen sich in Kettenzügen links und rechts developpiert, um bis an unsere Grenze vorzudringen, als die Schwyzer Maulhelden auf 2 Schussweiten Halt machten und endlich bei unserem steten Vordringen sich schnellst und höchst unordentlich zurückzogen. Wir sahen dies zum Teil als Finte an, vermutend, es möchten hinter der Schanze, die fast 2 Companien fassen konnte, anderes Volk im Hinterhalt sein, und gaben deshalb den wenigen Scharfschützen die Ordre, sowohl von der rechten wie von der linken Seite aus in bescheidener Entfernung bis auf die gleiche Höhe der Schanze zu patrouillieren, um dadurch in Erfahrung zu bringen, ob noch jemand dahinter sei oder nichts. Die 15 Mann Schützen waren kaum 10 Schritte vorgerückt, als zwei Mann Schildwache in schleunigster Eile von der Schanze weg und nach Reichenburg zu sprangen, ohne auch nur einen Schuss abzufeuern.

Infolge dessen liessen wir die schlagfertige, nun endlich gänzlich eingeübte Mannschaft Pyramiden formieren, d.h. die Gewehre ab- und in Pyra-



Alexander Spelty an Verena Spelty-Tschudi am 12. November 1847 aus Wiesenthal (zwischen Kaltbrunn und Schänis).

miden aufstellen, Werkzeug holen und nun gings lebhaft mit Pickel, Spaten und Schaufeln hinter diese grosse Schanze, welche in weniger als zwei Stunden vollkommen demoliert war. Unsere Glarner arbeiteten wie Rosse, auch einige Thurgauer, denn die andern waren als Schutzwache aufgestellt. Die Scharfschützen zerstörten unterdessen 5 Minuten weiter unten eine frische, festgemachte Schwelle mit ihren Weidmessern, wodurch das Wasser um die Schanze Abzug erhielt. Kein Schuss wurde gefeuert und wir an unserer Arbeit nicht im Mindesten gestört, obwohl der ganze Landsturm und ihre Militärs uns von den entfernten Höhen und Hügeln zuschauen mussten. Dies ist der wahre Sachverhalt, und was das gestrige Bulletin bringt, rein erlogen, wenn auch diese Lüge eine Extra-Stafette nach Glarus gebracht.

Nach geschehener Arbeit, indem wir noch die zwei zerstörten Brücken wieder practicabel machten, zogen wir in schönster Ordnung wieder unter Trompetenschall und Trommelschlag auf unsere Wachtposten.

Habt doch um Gottes Willen keine Furcht, die Märchler alle sind nur Maulhelden, die nichts wagen dürfen. Es wurden nämlich von den Schwyzern auf ihrem Gebiet zwei Brücken zerstört, um die Communication zu hindern, falls man einfallen wollte, was uns aber nicht im Mindesten störte. Die Thurgauer sind brave Burschen.

Wie ich vorhin von Oberst Trümpy und Quartierhauptmann Jenny hörte, muss es gestern Abend abscheulich zugegangen sein im ganzen Lande. Ach, Ihr jämmerlichen Furchthansen!

Soeben erhalte [ich], mein liebes Verenchen, Dein liebes Briefchen vom 9. dies hier im Wiesental, wo sich unsere Companie seit mittags 11 Uhr befindet. Morgen werden wir laut Befehl unser Quartier in Schänis aufschlagen, um von unsern Strapazen ausruhen zu können; denn Tag und Nacht währt ewig.

Wie [ich] Dir schon gesagt, bin [ich] fröhlich und munter, den Husten habe [ich] nur abends, wenn [ich] ins Bett gehe. Wein darf [ich] nicht trinken, weil weder in Benken, wo [wir] heute Morgen um 4 Uhr abmarschierten, noch hier guten roten Wein zu erhalten ist.

Dass bei Euch alles wohl ist, freut mich sehr. Ich würde, weil [ich] nun einmal im Zug bin, gerne mich länger mit Dir unterhalten. Allein die Pflicht ruft mich ab. Grüsse mir alle in Hof und Haus, küsse meine Kinder und empfange im Geiste meine herzliche Umarmung.

Dein treuerster Alexander»

- 2 -

Am 8. Oktober 1852 verliess Alexander Spelty mit seiner Familie Schwanden und zog nach Netstal ins elterliche Haus. Dieses war anfangs der 1820er-Jahre von Johann Jacob Spelty (1768–1839) für dessen Bruder, Jost Spelty (1780–1865), gebaut worden, der in St. Petersburg für den ebenfalls aus Netstal stammenden Fabrikanten Michael Weber (1777–1839) das «Hotel zur Stadt London» verwaltet hatte.[6]

In seinem Notizbuch hatte Jost Spelty festgehalten: «Augustmonat den 28ten 1796 hab ich die Reise nach Petersburg angetreten. (...) October den 6ten 1796 bin ich in Petersburg angekommen.»

In Russland wurde er von den Vettern Leonhard Weber (1766–1813) und Michael Weber, dem zukünftigen Arbeitgeber, empfangen und mit Wäsche, Kleidern und Stiefeln ausgestattet. Im Januar des folgenden Jahres erhielt er vom Vetter Felix Weber (1775–1824), der in Moskau tätig war, ein Paar neue und ein Paar geflickte Stiefel.

Die drei Verwandten aus der Familie Weber hatten, der eine mehr, die andern weniger, mit der «Rabenfabrik» in Netstal zu tun. Diese war während rund 40 Jahren unter dem Namen eben des Vetters Felix Weber geführt worden. Die verwandtschaftlichen Banden zwischen Spelty und Weber wurden in den 1860er-Jahren durch Heirat nochmals gefestigt.

[6] Es haben sich das von Jost Spelty 1822 erstellte Hotel-Inventar, ein Plan des Regierungsviertels von St. Petersburg, eine grosse Russland-Karte von 1766, ein vom Zarenhof verliehener Orden, ein Freimaurer-Buch von 1816, ein «St. Petersburger Kalender» für 1823 und andere Dokumente erhalten.

Die Frage, warum Jost Spelty-Linden 1824 mit seiner Familie aus Russland zurückkehrte, wird in dem vom 6. Juni 1824 datierten Brief aus Petersburg von Andrea Lareda, einem Bündner, beantwortet:

«Liebster Freund!

Die Zeiten hier werden je länger je schlechter; ich habe kaum mein Auskommen, (...) und zu allem Unglück hat sich meine Familie um eine Tochter vermehrt, wobei meine Frau dem Tode nahe war. (...) Es geht hier die Sage, dass Sie wollten wieder zurückkommen, nun aber glaube ich es nicht, da Sie mir doch nichts davon erwähnen, will auch nicht wünschen, dass es Ihnen dort nicht gefalle; ach! wie wünscht ich mich an Ihre Stelle.»

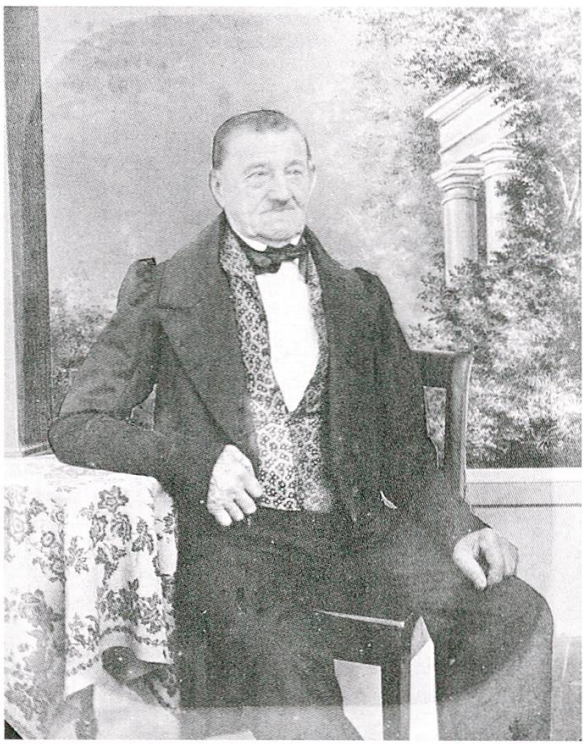
Der Aufenthalt von Jost Spelty in Russland fiel in die Zeit der grossen europäischen Umbrüche nach der Französischen Revolution und der napoleonischen Kriege, in die auch das Zarenreich verwickelt war – auch in die Zeit, da in der Folge der Ereignisse in der Schweiz und im Glarnerland Not und Hunger herrschten. Die in St. Petersburg lebenden Schweizer, darunter viele Glarner, führten 1814 und 1817 «zur gänzlichen Hebung des beispiellosen Elends der Einwohner des Cantons Glarus und einiger anderen Gegenden der Schweiz» (St. Gallen, Appenzell, Thurgau) eine Geldsammlung durch, über die im «Bericht über die Verwendung der Schweizer-Collecte» Rechenschaft abgelegt wurde. Diesem Bericht liegt ein Verzeichnis der Spender bei. Mit 100000 Rubel, dem grössten Beitrag, figuriert darauf «Sr. Kaiserliche Majestät» (Zar Alexander I., 1777–1825), mit dem zweitgrössten Beitrag Michael Weber und mit einem bescheidenen Jost Spelty. Eine Hälfte des Beitrages des Zaren war dazu bestimmt, «den Ankauf und die zweckmässige Benutzung des durch die Linth-Unternehmung urbar gemachten Bodens zu erleichtern», die andere Hälfte «zu einiger Linderung des damaligen Elends» und wurde folgendermassen verteilt: Glarus 16000 Rubel, St. Gallen 15000, Appenzell 15000 und Thurgau 4000.

In einem Brief vom 10. Oktober 1819 von Pastor Johannes von Muralt, einem Zürcher, Vorsteher der «Schweizerischen Hilfsgesellschaft in St. Petersburg», ist zu lesen:

«Herrn Jost Spelty hieselbst, wertester Herr Landsmann! Die vielen von Ihnen Ihren armen und hilfsbedürftigen Landsleuten bei jedem Anlasse erzeigten Gefälligkeiten und Wohltaten, besonders der neuerdings der Familie Schmalz so liebevoll geleistete Beistand, bewegt die Schweizerische Hilfsgesellschaft, Ihnen in einem besondern Schreiben die Gefühle ihres wärmsten Dankes darzubringen und Sie zu bitten, in Ihrem nämlichen Edelsinn auch ferners zu beharren.»

Einer Quittung vom 27. Januar 1823 der «Reform. Kirchen-Schule» in Petersburg ist zu entnehmen, dass der acht Jahre alte Sohn Alexander eben diese Schule besucht hatte.

Die Rückkehr in die Heimat war über längere Zeit vorbereitet worden. 1819 veranlasste Jost Spelty, dass seine Familie in der Kirchgemeinde Nets-



Jost Spelty-Linden (1780–1865).

Zweite Subscriptions-Liste von 1817
zur Collecte für die hülfsbedürftigen Einwohner des Cantons Glarus.

| | Rubel. | Cop. |
|---|---|---|
| *Frau Wittwe Harder* | 100 | — |
| *Herr C. Harder* | 100 | — |
| - *Busch* | 100 | — |
| - *Ph. J. Blessig* | 100 | — |
| - *Prehn* | 100 | — |
| - *R. Holm* | 100 | — |
| - *Doctor Harder* | 500 | — |
| *Madame Cramer* | 150 | — |
| *Herr F. Gossler* | 100 | — |
| *Madame Bacheracht* | 100 | — |
| - *Krause* | 100 | — |
| - *W. Severin* | 100 | — |
| *Herren G et C. Schwartz* | 200 | — |
| *Sr. Kaiserlichen Majestät* | 100,000 | — |
| *Herr B. Cramer* | 100 | — |
| - *M. et J. Krause* | 100 | — |
| - *Fonin* | 10 | — |
| - *S. Cramer* | 100 | — |
| - *Smith* | 100 | — |
| - *Higginbothom* | 100 | — |
| - *Wilger Duris* | 140 | — |
| - *L. Wendt* | 100 | — |
| - *J. C. Meyer* | 200 | — |
| - *Meyer et Brüxner* | 200 | — |
| - *Froost* | 100 | — |
| - *Carl Grammann* | 100 | — |
| - *Mortzfeldt* | 100 | — |
| - *Aug. Scheer* | 100 | — |
| Rbl. | 103,400 | — |

| | Rub l. | Cop |
|---|---|---|
| Uebertrag — | 103,400 | — |
| *Herr J. C. Grell* | 100 | — |
| *Madame Cropp* | 100 | — |
| *Herr H. Cleminius* | 50 | — |
| - *Ch. von Essen* | 50 | — |
| *Verschiedene junge Leute* | 100 | — |
| *Demoiselle Nancy Harder* | 50 | — |
| *Herr Frid. Wistinghausen* | 1,000 | — |
| - *Richard Schneider* | 200 | — |
| - *W. Read* | 50 | — |
| - *John Dixon* | 40 | — |
| - *W. Day* | 25 | — |
| - *Th. Clayworth* | 25 | — |
| - *Jos. Pim* | 25 | — |
| - *Fred Hungwood* | 25 | — |
| - *Charles Hide* | 10 | — |
| - *John Snow* | 25 | — |
| - *P. Krafft* | 25 | — |
| - *F et E. Livio* | 300 | — |
| - *Nicolay Stieglitz* | 100 | — |
| - *Jansen Joost et Comp.* | 100 | — |
| - *A. et P. Severin* | 200 | — |
| - *C. Nicholls* | 100 | — |
| - *J. Fiers* | 100 | — |
| - *Philippin Duval* | 200 | — |
| - *Anedine* | 25 | — |
| *Ihre Kaiserliche Majestät Maria Feodorowna* | 2,000 | — |
| *Frau von Löwenstern* | 50 | — |
| R. | 108,475 | — |

St. Petersburg: 2. Subskriptionsliste von 1817.

Jost Spelty-Linden:
vom Zarenhof verliehener
Orden.

tal in die Kirchenbücher eingetragen wurde – nämlich er selber, seine 1810 in Petersburg geheiratete aus Wyburg stammende Frau, Christina Linden (1786–1849), und seine Kinder, Fridolin (geb. 1813), Alexander Heinrich (geb. 1815), Michael Jost (geb. 1816) und Fridolin Jacob Caspar (geb. 1818).

Für die Reise in die Schweiz benötigte die Familie einen Reisepass, der am 11. August 1823 auf Deutsch und auf Russisch ausgestellt wurde:

«Auf Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät Alexander des Ersten, Selbstherrscher aller Reussen, allen und jeden, denen daran gelegen, wird hiemit kund und zu wissen getan, dass Vorzeiger dieses des aus der Schweiz und zwar aus Glarus gebürtigen Haus-Verwalter Joseph Spelty mit seiner Frau Christina Spelty, geborene Lindy und seinen Kindern, fünf an der Zahl Urkund dessen und zu seiner freien Reise ist ihm dieser Pass durch den Kriegs-General-Gouverneur in St. Petersburg, unter Seiner Kaiserlichen Majestät Insiegel, erteilt worden.»

Jetzt waren es fünf Kinder, 1819 vier. Inzwischen war eines gestorben und waren zwei dazugekommen.

Ausser dem Reisepass verfügte Jost Spelty über eine «Post-Reiseroute» mit Distanzangaben: Petersburg, Memel, Königsberg, Leipzig, Nürnberg ... Augsburg ... Lindau.

In Netstal konnte das erwähnte Haus, das die Rückkehrer «Zur Stadt London», nannten und das im Dorf etwas verballhornt noch heute «Lunde» heisst, bezogen werden. Nach dem Kaufvertrag vom 24. August 1820 «verkauft Jacob Spelty in hier seinem Bruder Jost Spelty dermalen in St. Petersburg sein in Netstal neu erbautes Haus und Stall, mit der No. 408 in der Brandversicherungsanstalt aufgenommen, sowie auch den Garten vor dem Haus gelegen, nebst Rechten, Nutzen und Beschwerden, [für] tausendsechshundert Gulden, ferner ist dem Verkäufer angedungen, die Haustür, Fensterladen sowie auch das Dach gut in Verkäufers Kosten und Ehren zu unterhalten, und zwar so lange, bis Herr Käufer seinerzeit selbst nach Hause kommt oder das Haus an einem andern werde verkauft. (...) Dieser Markt ist zwischen ihnen durch Briefwechsel geschlossen und von mir als Schreiber dessen auf Begehren zwei gleichlautende Kaufbriefe ausgefertigt, und sollen beide zur gehörigen Unterschrift dem Herrn Käufer [nach] St. Petersburg eingesandt werden (...).»

Im Juni 1824, kurz nach der Rückkehr, wurde Jost Spelty Mitglied der «Evang. Hülfsgesellschaft zu Glarus», etwas später Mitglied des Stillstandes, also des evangelischen Kirchenrates, und schliesslich Kirchenvogt – wie später auch sein gleichnamiger Enkel.

Jost Speltys anderer Sohn, Fridolin Jacob Caspar (1818–1881), genannt Fritz, kam erst 1828 in die Schweiz. In einem vom 18. August 1828 datierten Brief dankt eine Catharina Bruderer in St. Petersburg für ein Kleid, das sie aus Netstal von Christina Spelty-Linden für ihre Tochter Katinga erhalten hatte. Ihr Gegengeschenk, «zwei kleine Stiefel für Ihre zwei Töchter», brachte Fritz Spelty nach Netstal.

1835 versuchte Jost Spelty seinem Sohn Fritz eine Buchhalter- und Cassaverwalterstelle zu verschaffen. Er hätte sich mit 50 % an einer Fabrik beteiligen sollen, die er zusammen mit dem künftigen «Colorist und Direktor» Fridolin Heussi von Mühlehorn, der die andern 50 % beitragen sollte, gründen wollte. Bei diesem Heussi könnte es sich um den in Hard bei Bregenz tätig gewesenen Modelstecher handeln, der von 1797 bis 1847 lebte. Eine solche Fabrik konnte im Glarnerland jedoch nicht ermittelt werden.

Dem Anschein nach war Fritz aber 1836 nach Russland zurückgekehrt. Am 20. Juli 1836 stellte der Netstaler Polizei-Vorsteher ein von der Kanzlei des Kantons Glarus beglaubigtes Leumundszeugnis aus, das bezeugt, dass sich Fritz Spelty «stets einer guten Aufführung und eines rechtschaffenen Lebenswandels beflissen [habe] und für seine Reise mit den nötigen Geldmitteln hinreichend versehen sei».

Liest man den Brief vom 28. April 1848 von Vater Jost an Sohn Fritz, fällt einem gleich die Parabel vom «Verlorenen Sohn» ein:

«Deinen Brief habe ich erhalten, und es hat uns alle sehr gefreut und gerührt, auch wieder einmal einen Brief von Dir lesen zu können. Du bist noch immer der liebe Sohn Deiner lieben Eltern und Dein aufrichtiges Schreiben hat ein gütiges Ohr gefunden. (...) Mein innigster Wunsch ist, dass, wenn Du einmal soviel Geld zu einer Reise nach der Schweiz erspart hast, und die Ruhe im In- und Ausland wieder hergestellt ist, Du uns besuchen würdest, und wenn es Dir nicht gefiele zu bleiben, so wird man wieder sehen, was zu tun ist.»

Mit der «Ruhe im In- und Ausland» meinte Jost Spelty die Turbulenzen, unter denen 1848 die Gründung des Bundsstaates vonstatten ging, und den revolutionären Flächenbrand, der Europa in diesem Jahr erfasste.

Am 20. April 1849 hat Jost Spelty für Sohn Fritz, «dato wohnhaft in Moskau», eine Vollmacht ausgestellt, mit der dieser bei Heinrich Haag (von Frauenfeld TG) ein Guthaben im Betrag von 50 Rubel «samt den treffenden Zins des Capitals vom 31. August 1822 bis zum Tag der gänzlichen Einzahlung» «gütlich oder rechtlich nach dortigen Gesetzen» einkassieren sollte.

Sohn Fritz hatte in Moskau schon früher einen Brief des Vaters, datiert vom 21. Januar 1847, erhalten:

«Ich habe vor einigen Tagen Deine Adresse erhalten, von der ich hiermit Gebrauch mache, Dir zu schreiben, was sich in unserer Familie seit zehn Jahren zugetragen hat – erstens hat Dein Bruder Alexander anno 1836 im Herbstmonat Hochzeit gehabt, und schon hat Gott ihm 4 Kinder geschenkt, wovon das zweitälteste, ein Sohn (Jost, 16. 6.–2. 8. 1838) gestorben ist, und jetzt noch die drei Geschwister, Christina, Jost und Johann Caspar Emil am Leben und gottlob gesund sind, wovon Du dem ältesten, der Christina, der Taufpate bist. Auch ist Deine Schwester Christina [geb. 1823] den 20. April 1839 an einer halbjährigen Auszehrung gestorben, und auch mein Bruder Jacob [1768–1839] und seine Frau [Dorothe Spelty-Leuzinger, 1789–1841] und meine Schwester [Anna] Maria [1774–1842] und ihr Mann [Marx Wild, 1765–1845] sind verstorben. Indes wirst Du noch nicht erfahren haben, dass mein Schwager Joachim Leuzinger [geb. 1775] am 31. Oktober 1846 (auf einem Landgut 65 Werst von St. Petersburg) an einer zweiwöchigen Engbrüstigkeit gestorben ist. (...)

Es tut mir leid, dass ich nicht früher Deine Adresse bekommen habe, sonst hätte ich Dir schon vor vier Wochen geschrieben. (...) Die Schwester Magdalena Boller-Spelty [1784–1864] ist mit ihrem Ehemann 1839 aus Mailand nach ihrer Schweizerheimat in den Canton Zürich gezogen. Sie leben von ihrem Wohlerworbenen.»

Am 14. Februar starb die Schwester, Elisabeth Leuzinger-Spelty (1782–1847). Der Erbgang – auch die beiden Kinder lebten nicht mehr – beschäf-

tigte mit einem umfangreichen Schriftwechsel den Schweizer Konsul in St. Petersburg und die Standeskommission des Kantons Glarus bis Ende 1848. Der gesamte Nachlass des Ehepaares fiel je zur Hälfte an die Erbberechtigten des Mannes und der Frau. Bei den Speltys waren es Jost, Magdalena Boller-Spelty und David Wild (1805–1887). Von den Habseligkeiten, von denen der Generalkonsul, J. Bonenblust, ein Verzeichnis hatte erstellen lassen, hatte der in St. Petersburg lebende Verwandte Caspar Leuzinger mindestens einen Teil aufgekauft. Er hätte es zwar verdient, für seine Dienste rund um die Todesfälle, worüber im Brief vom 15. November 1846 an seine Eltern in Netstal nachzulesen ist, einiges geschenkt zu bekommen:

«Ich muss Ihnen melden, dass den 31. Oktober unser Vetter Joachim (...) gestorben ist und [dass] die Bäsi am 1. November einen Bauer nach mir schickte, ich soll einen Sarg kaufen und mitbringen.»

Fritz Spelty befand sich 1850 wieder im Glarnerland. Auf den 1. Januar 1851 wurde er von seinem Bruder Alexander als Associé in dessen Firma, einem Agentur- und Commissions-Geschäft, das er Kaspar Heer (1810–1844) von Glarus abgekauft hatte, aufgenommen. Im Associons-Vertrag ist unter anderem festgehalten:

«Während der Dauer der Association darf weder der eine noch der andere ohne Zustimmung seines Bruders und Associés etwas für eigene Rechnung anfangen, sondern sollen alle und jede Geschäfte und Unternehmungen für gemeinschaftliche Rechnung gehen. (Natürlich berührt aber dieser Punkt nicht im mindesten Alexander Speltys Verhältnis zu seinem schwiegerväterlichen Haus und hat er auch darüber niemandem Rede zu stehen.)»

Die «Association» dauerte höchstens bis 1854, bis Fritz die Schweiz wieder verliess – Richtung Amerika.

Von der Hand Fritz Speltys hat sich ein einziger Brief erhalten. Er wurde am 6. Juli 1851 in Schwanden geschrieben, ist an den Vater in Netstal gerichtet und hat mit dem Tod von Johann Caspar Tschudi beziehungsweise mit dem damit zusammenhängenden Rechnungsruf zu tun:

«Teils Beschäftigung, teils Regen hielten mich gestern Abend ab, Ihnen Beiliegendes persönlich zu überbringen, weshalb ich es Ihnen nun mit der Post zusende, um die vom Gesetze anberaumte Frist nicht zu versäumen.»

Beim «Beiliegendem» handelt es sich um «Rechnung und Gegenrechnung», die Jost Spelty für die dem «Herrn Mitvater geleisteten verschiedenen Bürgschaften» zu melden hatte.

Über das, was in diesen Jahren vor der Jahrhundertmitte bei den Speltys vor sich ging, geben zum einen Geschäftspapiere Auskunft, auch über die geschäftlichen Beziehungen mit Johann Caspar Tschudi. 1848, 1849 und 1852 etwa ging es um Geld von Josts Schwester, Magdalena Boller-Spelty, das in die «Herren»-Fabrik gesteckt wurde und das dann 1864 Bestandteil

ihres Nachlasses war. Zum andern geben Briefe Auskunft. Am 6. Februar 1846 gab es eine Auseinandersetzung zwischen Vater Jost und Sohn Alexander, weil jener verheimlicht hatte, dass er Landessäckermeister Johann Heinrich Wild (1785–1869) in Mitlödi wegen einer Zollrechnung rund 900 Gulden schuldete. Am 23. Juli 1839 ereifert sich Jost Spelty in einem Brief an Sohn Alexander über die vom Land Glarus geplante Verbreiterung der «Strasse vom Horgenberg bis Hinter Mitlödi» und über den Gegenvorschlag, aus Kostengründen etwas weniger zu verbreitern.

- 3 -

Im Sommer 1838 schreibt Alexander seiner Frau zwei Briefe nach Netstal. Diese hielt sich vorübergehend bei ihren Schwiegereltern und bei der Schwägerin in der «Lunde» auf, wo am 16. Juni ihr zweites Kind, Jost, auf die Welt gekommen war.

Jener vom 21. Juni beginnt so:

«In Eile ergreife ich die Feder, um sowohl Dir meine glückliche Ankunft (obwohl von Schweiss triefend) in hier zu melden, als Dir anzuzeigen, dass mir gestern bei meinem Eintreffen ein Brief von Forster[7] übergeben wurde. (...) Dieser Brief nun, (...) ist nicht etwa eine Antwort auf den meinigen vom letzten Sonntag, sondern auf denjenigen vom 9. dies. (...) Er wünscht Dir eine glückliche Entbindung (indem ich ihm schrieb, dass ich Dich zu diesem Zwecke nach Netstal führte) und spricht sein Bedauern aus, dass er seine ehrenvolle Stelle nicht selbst vertreten könne, so dass wir also mit der Taufe nächsten Sonntag fortfahren können. Auch ist er neugierig, ob er einen kleinen Götti oder [eine] Gotte bekommt. Nun, diese Neugier wird jetzt durch meinen Brief vom letzten Sonntag befriedigt worden sein. Ich hoffe, Du wirst mit Deinem Josli an Kraft und Gesundheit zunehmen und [ich] grüsse Dich somit von ganzem Herzen, indem ich Dir noch tausend, tausend Küsse auf Deine teuren Lippen drücke.

Dein Ehemann bis in den Tod.»

Ein zweiter Brief ist vom 1. August 1838 datiert:

«Das war doch nicht der Speich, der letzten Montag vor Felix Kubli hielt; denn er ist mir gestern Morgen auf der neuen Strasse in seinem Wägeli begegnet, und ich habe ihn gefragt, ob er in Netstal gewesen wäre. Da sagte er

[7] In den Briefen wird dieser Freund oft erwähnt – immer nur als «Forster», ohne Vornamen und ohne weitere Angaben. Adolf Jenny erwähnt in «Die Schweizerische Baumwollindustrie» auf S. 37 einen Johann Konrad Forster, der in Oberuzwil in den 1840er-Jahren die Jacquard-Weberei einführte, und auf S. 42 eine Firma Färberei Sitterthal, Forster & Co. in Bruggen bei St. Gallen. In Handel 2 nennt Jenny auf S. 487 eine Druckerei Forster und Markwalder in Dietikon.

mir, schon seit Jahrhunderten nicht mehr. Er frug nach Dir und der Familie, und ob ich schon wieder eine neue Anreisig habe, auf welche Frage ich die gehörige Antwort gab. Er ist noch immer der alte Spassvogel, der überall in seinem Bernerwägeli[8] herumhottert. Wir sprachen lange zusammen, und als ich ihm von der gefährlichen Krankheit unseres Gesellen erzählte, musste er laut auflachen, indem ihm das eigene gestorbene Kind in den Sinn kam. (...)

Wegen einem neuen schwarzen Rock für Dich habe ich mit der Mutter gesprochen und sie hat mir die Versicherung gegeben, dass Du im Fall der Not wieder einen schönen erhalten werdest. (...) Endlich ersuche ich Dich noch, mir baldigst zu melden, wie es dem Buob gehe, ob es auf der bessern oder schlimmeren Seite mit ihm steht. Wenn das arme Tröpflein nur nicht so viel leiden müsste. Es hat alles Erbärmnist mit uns. Vögelis Eduard ist schon mehrere Monate so gefährlich krank, dass sie schon lange seinen Tod berechneten. Sie glauben, weil Frau Vögeli ihr Übel bei der letzten Kindbette verloren [hat], dass es sich auf das Kind übergepflanzt habe.»

Am 2. August war der «Geselle» tot und der «Fall der Not» für einen neuen schwarzen Rock eingetreten. Nicht ganz sieben Wochen hat er gelebt. Die Kindersterblichkeit war im 18. und auch noch im 19. Jahrhundert verheerend. Das «Übel», das sich von Frau Vögeli auf ihr Kind übertragen hat, und Speichs lautes Auflachen, als er an das eigene tote Kind dachte, zeugen für die allgemeine Hilflosigkeit diesen Zuständen gegenüber.

Angefangen hat Alexander den Brief folgendermassen:

«Sobald der Mittwochmorgen kommt, so ist es auch mit meinem festen Vorsatz, Dir, der Krone der Weiber, nicht zu schreiben, fertig. Zuckungen geraten in meine Glieder, bis das Papier und die Feder geordnet sind und (...) die Feder [sich] zu fliegen entschliesst, welche dann alles aufs Papier fliessen lässt, was ihr Führer im Herzen denkt. (...)

Mein erstes Geschäft ist, wenn ich [vom Besuch in Netstal] wieder hier anlange, die Briefe zu lesen. (...) Als ich in dem Haufen Briefe schaufelte, fiel mir ein Schreiben von Herrn Heinrich Lüthy aus Männedorf in die Hände. Er spricht auch sein Bedauern über unser Brandunglück[9] aus und sagt, dass er nach unserem Verlangen diese traurige Nachricht seinem Bruder Caspar mitgeteilt habe, welcher ihm aber noch nicht geantwortet hat, weil er, wie er vermutet, mit der neu zu errichtenden Spinnmaschine viel zu tun hat. (...)

[8] Ein vierrädriges, leicht gebautes, offenes, einspänniges, im Bernbiet gebräuchliches Gefährt.

[9] Am 18. Mai 1838 wurde ein Teil der Fabrik und der Wohnhäuser «in der Herren» von einer Feuersbrunst heimgesucht. Im Brief vom 21. Juni 1838 schreibt Alexander Spelty: «Die Genehmigung von Paris ist angelangt, also 70 000 Franken netto – Ratsherr Streiff von Glarus war hier.» Der Betrag war die Entschädigung der Feuerversicherung, der «Companie Royal» in Paris. Genaueres über Ratsherrn Streiff konnte nicht eruiert werden. Kapital für den Wiederaufbau versuchte Johann Caspar etwa auch mit einem Lotterietreffer zu beschaffen.

Er soll schon seit dem Frühjahr in Innsbruck sich mit seiner Ehehälfte aufhalten, um, wie schon gesagt, ein neues Werk zustande zu bringen.»

Vieles in dem Brief hat vermutlich mit den Folgen des Brandunglückes zu tun:

«Auch Jakob von Winterthur drängt auf Zahlung und sagt, wenn es der junge Herr noch nicht verstehen wolle, so wolle er ihm jemanden schicken, (...) es sei doch sonderbar, dass er (...) diese einfache Operation nicht einsehe, die doch jedem Schulkind begreiflich wäre.»

«Der Herr Riggenbach macht auch Lärm. Er sagt, dass dieses Geschäft ihn nichts angehe, sondern nur die Liquidatoren, (... ), die einen Wechsel per Saldo ihrer Rechnung mit 10 % Abzug (...) übermachten. Er bleibt durchaus bei seiner Forderung und verlangt, dass man ihm auf der Stelle die Restanz, also die 10 %, nachsende.»

«Es ist schade, dass das Rot nicht besser daran ist. Allein, wir hatten keine andere als Hegetschwyler[10] Tücher. Und diese sind noch von [den] besten, welche der Meister selber auswählte. Du kannst Dir denken, wie die andere Ware aussehen muss.»

«Ich sollte diese Woche auch nach Glarus, um bei Gabriel Zweifel etwa 8 Stücke Indienne, die er von Herrn Mentha erhalten [hat], zu untersuchen, indem er vorgibt, dass sie voll Löcher seien. Der Herr Mentha hat mir nun diese ehrenhafte Commission übergeben, und ich wollte, dass sie zum Teufel wäre. (...) ich muss nämlich das [Schlechte] herausschneiden und ihm das Gute wieder verkaufen und die besten dem alten Herrn zurückschicken.»

Nach den Tagesgeschäften durften die Tagesgespräche nicht zu kurz kommen:

«Weisst Du schon, dass das Liseli Billeter letzte Woche mit dem Hofmann Hochzeit gemacht hat und dass es bald Mutter sein wird. Das muss den Leuten gefallen haben, dass es alles auch nachmacht.»[11]

«Letzten Dienstag war der Schneider Jenny ab Sool, des Ratsherrn Johannes Jenny's Bruder, zu vergraben. Es soll kein grosses Leid gewesen sein, denn [die] Erben waren nicht am Leichenbegräbnis, sondern in der Fabrik bei ihren Drucktischen.»[12]

Anscheinend war dem Brand auch die Behausung der Familie Spelty-Tschudi zum Opfer gefallen:

[10] Es ist unklar, um wen es sich hier handelt.

[11] Elisabeth Billeter (1819–1889) heiratete am am 24. Juni 1838 Bartholome Hofmann (1808–1845).

[12] Ratsherr Johannes Jenny (1778–1855) war zusammen mit seinen Brüdern Felix (1765–1854) und Fridolin (1783–1866) Teilhaber der Firma Blumer & Jenny «auf der Mühle» in Schwanden. Er war ein Onkel von Peter Jenny-Tschudi (1800–1874), genannt «älter», nachmaliger Chef der Firma, den Johann Caspar «Vetter» nannte und der den Tschudis ein guter Ratgeber war. Der genannte Felix Jenny war ein Grossvater von Cleophea Ritter-Jenny. (Vgl. Anm. 1)

«Mit unserm Häuschen geht es jetzt im Sturmschritt. Die Küche ist schon geweisselt, und zum [Ver]blenden hat man heute Morgen Anstalten gemacht. Allem Anschein nach wird es ein sehr niedliches Häuschen, wenn besonders der Friede darin wohnt, was Gott gnädigst immer gedeihen lassen wolle.»

Es muss vielerlei Betrieb «in der Herren» gewesen sein und es kann nicht verwundern, dass die Niederkunft nicht dort stattfinden konnte. Es fällt auf, dass die Leute «in der Herren» alleweil Menschen aus Fleisch und Blut waren, viktorianisch gar nicht angekränkelt:

«Du hast die Hemden sehr gespart, denn ich muss alle Tage ein anderes anziehen, indem ich so unvernünftig schwitze, dass ich jedesmal nach dem Exerzieren das Hemd ganz auswinden kann und muss, wenn ich will, dass es bald trocknet. Übersende mir daher heute noch einige Hemden, und ich will es Dir gern einmal dafür machen. – Gestern haben wir also geschworen, was Du wohl erfahren haben wirst.»

Das steht in einem Brief vom vorigen Jahr, datiert nur mit August 1837, geschrieben in Glarus, wo sich das Glarner Militär darauf vorbereitete, am 22. August in Näfels, das gegen die neue Kantonsverfassung Widerstand leistete, einzumarschieren.

## - 4 -

Der Thurgau lebte im Unterschied zum Glarnerland bis ins 19. Jahrhundert hinein vorwiegend von der Landwirtschaft, die erst noch von feudalen Abgaben behindert war. Erst 1798 war der Kanton aus 338-jähriger eidgenössischer Untertanenschaft entlassen worden. Das Gewerbe war vergleichsweise spärlich vertreten. Von Industrie kann erst seit den 1830er-Jahren die Rede sein, weil dafür erst mit dem öffentlichen Schulunterricht, mit der Niederlassungs- sowie der Handels- und Gewerbefreiheit die Voraussetzungen geschaffen wurden. 1831 löste eine noch fortschrittlichere Kantonsverfassung jene ab, die sich die Thurgauer 1803 nach der Befreiung gegeben hatten.

Das Städtchen Diessenhofen hatte während den Jahrhunderten der Fremdherrschaft ein hohes Mass an Autonomie genossen. Es hatte beim Umbruch am Ende des 18. Jahrhunderts versucht, davon möglichst viel in die neue Zeit hinüber zu retten. Das führte dazu, dass es sich um 1800 vorübergehend dem Kanton Schaffhausen anschloss. Die relative Eigenständigkeit erklärt einigermassen, weshalb der «ledige Herr», der überraschend in Anna Maria Tschudis Leben getreten war, wohlhabend war. Schon 1837 gab es in Diessenhofen sogar eine Kattundruckerei mit 45 Drucktischen und rund hundert Beschäftigten.[13]

[13] Jenny, Handel 2, S. 132.

Johann Rudolf Hanhart-Tschudi
(1818–1972).

Anna Maria Hanhart–Tschudi (1824–1920).

Mit welchen Gefühlen sich Johann Caspar darein schickte, dass es seine jüngste Tochter an diesen für damalige Begriffe entlegenen Ort verschlug, steht im Brief vom 6. September 1849, mit dem er jenen der Tochter vom 1. September beantwortet:

«Meine innigst geliebte Tochter Marie! Gestern Nachmittag bei unserer Zurückkunft in Netstal übergab uns unsere liebe Tochter Verena Deinen teuren Brief vom 1. dies, dessen Inhalt Deine Dich zärtlich liebenden Eltern nicht wenig in Überraschung und Verwunderung setzte, wie es auch möglich sein könne, dass das Schicksal so auf einmal unsere liebe Marie einen so wichtigen Schritt tun lasse, welcher sie aus unserem Familienleben heraus in ganz andere Verhältnisse hinüberführen soll?!»

Es kam damals selten vor, dass eine Glarnerin sich ausserhalb des Kantons verheiratete.[14]

Über die Familie von Anna Marias Bräutigam berichtet Johann Caspar am 1. Oktober 1849 seiner Schwester Verena nach Texas:

«Seine würdigen Eltern hatten neun Kinder, wovon aber sieben in den jungen Jahren [von 2 bis 9 Jahre alt] gestorben sind. Und am Kummer ihrer Kinderverluste seien sie vor circa 6 Jahren, Vater und Mutter, an einem Tag in die bessere Welt hinüber geschlummert, so dass also nur noch er und ein Bruder, 25 Jahre alt, auch noch ledig, von diesem Ehepaar dato noch am Leben sind.»[15]

Verwandte hatten die Hanharts im Thurgau, im Schaffhausischen und in der Stadt St. Gallen, wohin der Tochtermann seine Braut in der eigenen Kutsche gefahren habe und wo er «mit ewigem Vergnügen seine zukünftige Lebensgefährtin in Person vorgestellt habe».

## - 5 -

Was sich im September 1849 in Johann Caspars Haus anbahnte, ist in Briefen nachzulesen, die von 1849 bis 1851, seinen letzten Lebensjahren, fast ausschliesslich aus seiner Feder stammen. Er verfasste dabei, ohne es zu wollen, ein buntes Panorama sowohl der glarnerischen als auch der

[14] Head-König, A., Eheversprechen, Illegitimität und Eheschliessung im Glarnerland vom 17.–19. Jahrhundert. JHVG, Heft 76, Glarus 1996. S. 158.

[15] Tatsächlich sind die Eltern Hanhart, Vater Martin (1781–1845) und Mutter Dorothea, geborene Müller (1785–1845), am gleichen Tag gestorben, allerdings vor 4 Jahren. Vater Martin Hanhart seinerseits war der Sohn von Rudolf Hanhart (1750–1799) und seiner ersten Frau, Elisabeth Müller (1759–1786); in zweiter Ehe war dieser mit Catharina Wepfer (1744–1786) verheiratet. Die Grosseltern von Vater Martin Hanhart waren Hans Rudolf Hanhart (1711–1786) und Barbara Wepfer (1713–1791), die Urgrosseltern Hans rudolf Hanhart (1688–1734) und Elsbeth Müller (1689–1736). Weil die Genealogie nicht weiter zurückreicht , ist dieser Hans Rudolf als Stammvater der Hanhart «zur Sonne» zu betrachten.

schweizerischen Wirklichkeit an der Wende von den 1840er- zu den 1850er-Jahren.

Nach Johann Caspars Tod erzählen die Söhne, die Töchter, die Schwiegersöhne und die Grosskinder die Geschichte weiter – vor allem die beiden Töchter Verena und Anna Maria und deren Familien. Sohn Joachim – Johann Caspars Nachfolger als Familienoberhaupt und als Firmenchef – wird immer wieder zum Wort kommen, obwohl seine Geschichte und die seiner Nachkommen hier nicht Gegenstand sind.

Johann Caspar fertigte von seinen Briefen Kopien an, die im Firmenarchiv erhalten sind. Die Briefe wurden mit einer besonderen Tinte auf ein besonderes Papier geschrieben. Das befeuchtete Original hinterliess auf der Rückseite eines dünnen Papiers einen seitenverkehrten Abdruck, der auf der Vorderseite als Kopie des Briefes durchscheint.

Allen Briefen, die bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts von Hand in Deutscher Kurrentschrift geschrieben wurden, ist gemein, dass sie in einer heute eher seltsam anmutenden Mitteilsamkeit verfasst wurden. Der Brief war damals das einzige brauchbare Kommunikationsmittel über Distanz. Die erste Telegraphenlinie der Schweiz wurde erst 1852 eröffnet und war nur für knappste Mitteilungen geeignet.

Die Briefe, die Johann Caspar und die Seinen aus geschäftlichen Gründen geschrieben hatten, dienten auch dem privaten «Gespräch» mit dem Briefpartner, von dem der Schreiber nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich getrennt war. Aber diese geschriebenen Gespräche sind nicht unwiderruflich verklungen wie ein vor anderthalb Jahrhunderten gesprochenes – glücklicherweise, obwohl nach Platon alles Geschriebene kein Gespräch zu ersetzen vermag.

Die Briefe, mit denen unsere Geschichte erzählt wird, spiegeln die Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts. Für unsere Belange kann diese Wirklichkeit mit einem Wort Goethes kurz und bündig umschrieben werden:

«Eigentlich ist es das Jahrhundert für fähige Köpfe, für leicht fassende, praktische Menschen.»[16]

Das passt exakt auf die Unternehmer der Glarner Wirtschaftsblüte des 19. Jahrhunderts. Diese waren Produzenten, nicht mehr nur handeltreibende Kaufleute und nicht nur verwaltende und verpachtende Grundbesitzer. Die Produktion fand jetzt in der Fabrik statt, wenn auch noch nicht ausschliesslich mit Maschinen. Handarbeit, der Handdruck, war gerade das Glarner Markenzeichen und Qualitätsmerkmal. Die sich rasch ändernden Bedingungen brauchten «leicht fassende, praktische Menschen», wie Johann Caspar einer war und wie es die Söhne und Enkel waren. Die Schwiegersöhne

[16] Wyder, M.; Muschg, A., Bis an die Sterne weit. Goethe und die Naturwissenschaften. Frankfurt a. M. und Leibzig 1999. Am 6. Juni 1825 an Carl Friedrich Zelter (1758–1832). S. 166.

hatten noch als Teilhaber und als Zulieferer mit der Fabrik zu tun. Als «freischaffende» Kaufleute hatten sie früh Gelegenheit, mit der modernen Finanzwelt und mit der aufkommenden Versicherungswirtschaft Bekanntschaft zu machen.

Die Verlagerung der Produktion in die Fabrik wird gern als industrielle Revolution bezeichnet – insofern zu Recht, als es sich um eine fundamentale Veränderung der Verhältnisse handelte. Das Fabriksystem ist von der Maschine gekennzeichnet, von den unbelebten Energiequellen und von den in grossen Mengen verfügbaren Rohstoffen.

Das neue System hatte zur Folge, dass sich das Pro-Kopf-Einkommen vervielfachte – um hier erst einmal das Positive zu erwähnen. Seiner Schwester Verena schreibt Johann Caspar am 1. Oktober 1849, dass er auf die «Tagesgeschichten und politischen Verhältnisse» schriftlich nicht eintreten wolle, wohl darum, weil das den Rahmen eines Briefes sprengen müsste und weil ihm dazu die Zeit fehlte. Im Brief vom 1. November 1850 an Caspar Lüthy in Innsbruck tut er es dennoch und liefert gleich ein Beispiel dafür, dass für «politische Verhältnisse» solche Quellen mit Vorsicht zu lesen sind:

«Die Zeitungen haben uns von allenthalben seltsam berichtet. Ihrer Stadt ist indessen gar viel Ehre widerfahren, dass eine geraume Zeit der Kaiser samt Familie und Hofstaat bei Euch residiert hat.»

In Tat und Wahrheit hatte es Kaiser Ferdinand I. (1793–1875) nicht nach Innsbruck verschlagen, weil er dieses ehren wollte, sondern weil er vor der Bevölkerung Wiens, die weitere Zugeständnisse zu erzwingen versuchte, auf der Flucht war.[17]

Es konnte Johann Caspar nicht gleichgültig sein, was in seinem wichtigsten Absatzgebiet, in Italien, vor sich ging. Darum gebraucht er, wenn er den in der Lombardei agierenden österreichischen Marschall Joseph Graf von Radezky (1766–1858) in einem Brief an die Schwester Verena als «bluttriefend» bezeichnet, ein etwas starkes Wort.[18]

Am Schluss des langen Briefes vom 1. November 1850 an Caspar Lüthy in Innsbruck ist zu lesen:

«Ich könnte Ihnen noch manches schreiben, aber ich muss enden, denn ich bin wieder in ein weites Feld geraten, so dass ich für meine Weitschweifigkeit, schlechte Schreiberei und unangenehmen Styl recht abbitte, denn ich bin gar viel während dieser Arbeit gestört worden.»

Johann Caspar, der geborene Briefschreiber, weist auch bei anderer Gelegenheit auf seine «schlechte Schreiberei» hin – um nicht zu sagen, er kokettiert damit. Er war seines Geschäftes wegen ein Vielschreiber, der meist unter Zeitdruck schreiben musste. Er schrieb um der Sache willen drauflos, wie es

[17] Maissen, S. 218.
[18] JHVG, Heft 77, S. 103.

ihm gerade durch den Kopf ging. Er geriet auch dann auf Nebengleise, wenn er sich Notizen gemacht hatte. Da ihm der Inhalt wichtig war, kam die korrekte Form zu kurz, und die Sätze mussten ohne Akkusativ auskommen. Aber er schrieb anschauliche, lebendige und farbige Briefe, die die Begebenheiten, Bewandnisse, Angelegenheiten nicht bloss rapportierten, sondern erzählten. Seine Nachkommen, die bessere Schulen besucht hatten, schrieben korrekter, aber nicht besser – ausgenommen die zweite Hanhart-Enkelin, die er nicht mehr erlebte und die nicht nur richtigeres Deutsch schrieb, sondern auf dem Niveau des Grossvaters die Daten und Fakten mit epischem Drum und Dran bereicherte. Die erste Enkelin in Diessenhofen hatte es sich sogar nicht nehmen lassen, gleichsam in der Umgebung von Conrad Ferdinand Meyer Gedichte zu schreiben.

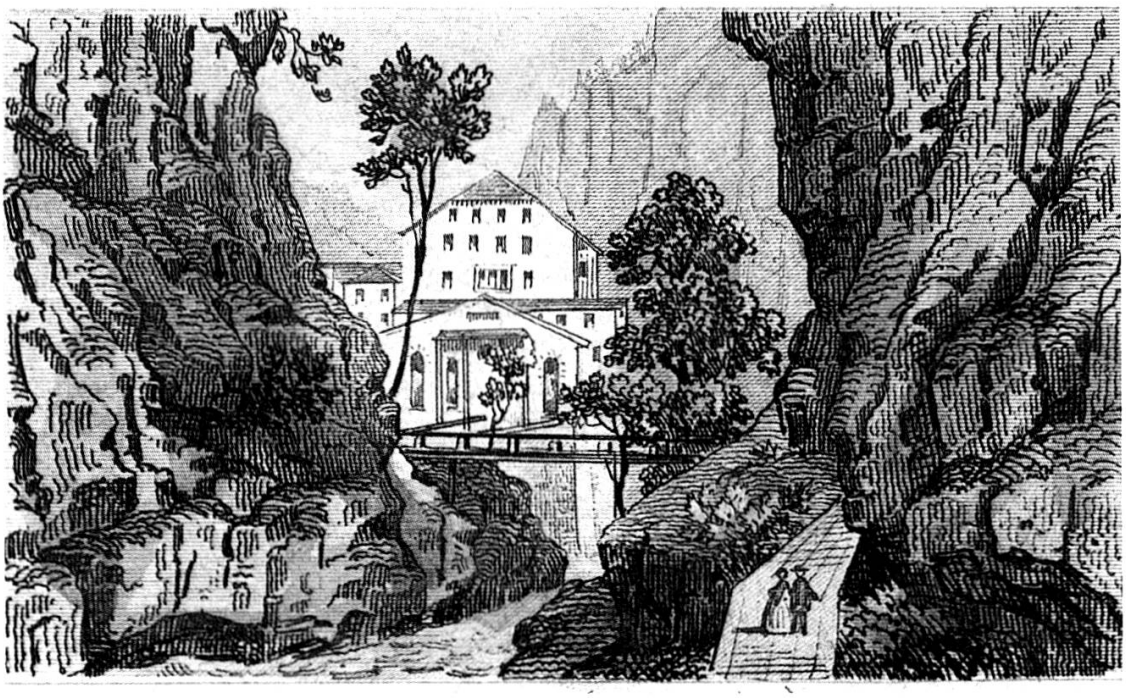
- 6 -

Am 30. August 1849, als in Diessenhofen die Würfel schon gefallen waren, kam auch Johann Caspar für ein paar Tage ins Bad, worüber Herr Sauter im schon erwähnten Brief vom 29. September 1849 Folgendes lesen konnte: «Am 5. dies bin ich mit meiner lieben Frau recht wohl und glücklich zurück gelangt, und sie hat eine gute Bade- und Trinkkur gemacht, und ich habe die zwar recht wenigen Tage recht vergnügt in dem felsigen Pfäferserbad zugebracht, denn es ist in der Natur ein recht bewundernswertes Badlocal und findet da zahlreiche und angenehme Gesellschaften und die Ausflüge auf Pfäfers und Taborberg gewähren angenehme Stunden und reizende Aussichten, auch ist die eine Strasse nach Ragaz bei schönem Wetter so anmutig und erhaben, dass man immer darauf laufen möchte.»

Johann Caspar beschrieb das Bad Pfäfers und dessen Umgebung mehrfach, zumal er sich 1850 mit seiner Frau nochmals dort aufhielt. Dass er dabei sogar unerwartete Töne anschlägt, zeigen im zitierten Ausschnitt die «reizenden Aussichten» und die «anmutige und erhabene» Strasse nach Ragaz, auf der «man immer laufen möchte». In biedermeierlicher Manier als «erhaben» und «anmutig» bezeichnet er natürlich nicht die Strasse als solche, die das Bad Pfäfers mit Ragaz verbindet, sondern das wildromantische, bewaldete und mit hohen Felsen durchsetzte Tobel der Tamina, die beim Pfäferserbad die Taminaschlucht mit der berühmten Heilquelle verlässt.

Ein paar Zeilen weiter unten im Brief an Conrad Sauter, der ein sehr vertrauter Briefpartner gewesen sein muss, versucht sich Johann Caspar zu beruhigen, da ihn seine Tochter in eine doch recht aufregende Situation gebracht hat:

«Sowohl durch Erstattung der Berichte meiner Tochter als auch von einem hiesigen Herren, welcher den Freier meiner Tochter recht gut kennt, beru-



Bad Pfäfers (um 1850).

higt, dass die Wahl meiner Tochter nicht nur gut, sondern vortrefflich in jeder Beziehung sei, nehmen wir keinen Anstand, meine Einwilligung zu geben, wodurch wir diese zwei sterblich ineinander verliebten Personen recht glücklich machten.»[19]

Noch am 23. August 1849 arbeitete die Tochter Marie «vom frühen Morgen bis abends spät mit Eifer und Fleiss» und unterstützte ihn auch in der Fabrik tatkräftig. Mit dem Brief vom 6. September, der Diessenhofen in eine sozusagen ferne Nähe rückte, änderte sich das mit einem Schlag. Das schon Zitierte wird so fortgesetzt:

«Nein! so schwer und trüb uns der Gedanke vorkommt, unser teures liebes Kind zuweit von uns scheiden zu wissen, (...) so können und dürfen wir unserer herzlich lieben Marie keine Einwendungen machen, sondern wünschen von Grund unseres Herzens zu Deiner gemachten Wahl, welche Du auf Dein Herz und auf die Wünsche Deiner lieben Eltern begründet haben magst, den himmlischen Segen und Gottes Beistand.»

[19] Eine Firma Conrad Sauter, zuerst (1841) «hinter der Metzg», dann (1851) «an der Sihl», in Zürich, die Johann Caspar mit Bürsten beliefert hatte, ist in den Verzeichnissen des Zürcher Staatsarchivs nicht zu finden. In den «Bürgerregistern der Stadt Zürich» hingegen ist mit dem Geburtsjahr 1800 die Person Conrad Sauter, von Beruf Commis (Handlungsgehilfe), aufgeführt, der aus dem thurgauischen Ermatingen zugezogen und mit der Zürcherin Anna Catharina Hinnen verheiratet war. Des Rätsels Lösung liegt darin, dass diese die Schwester des 1802 geborenen Mathias Hinnen, Bürstenmacher, war, in dessen Geschäft Conrad Sauter für die Büroarbeiten zuständig gewesen sein wird.

Johann Caspar erinnert im gleichen Brief nach Diessenhofen daran, dass er der Tochter aus dem Pfäferser Bad noch mit andern Gefühlen einen Brief geschrieben hat, und unterlässt es nicht, ihr vom Badeleben zu berichten, obwohl der Zweck des Briefes ein ganz anderer gewesen ist:

«Mein Briefchen aus dem Pfäferserbad wird Dir wohl geworden sein und melde Dir hiemit nur vorläufig, dass ich mit der lieben Mutter die wenigen Tage im Bad recht vergnügt zugebracht habe. Wir tranken gemeinsam das köstliche Pfäferswasser und badeten uns alle Morgen von 8 bis 9 Uhr in dem Dir bekannten Kachelbad, genossen dann mit Vergnügen die Portion Kaffee und «gebähtes» Brot, und dann machten wir die Toilette, die freilich nicht so genau nach der Pariser Fashion ausfiel, und dann gingen wir spazieren bis Mittag, und Nachmittag bis abends. Allein, die Zeit verstrich so schnell, dass ich nicht überall hinkam, einmal nicht auf Valenz, wohl aber auf Calandaschau, Pfäfers und Taborberg. Und am Sonntag (2. September) eine ziemliche Gesellschaft, Herr Oberst Gmür[20] und seine Dame und andere mehr, zum Kaffee im Ragazerhof.»

Ebenfalls am 6. September 1849 schreibt Johann Caspar auch dem künftigen Schwiegersohn, Johann Rudolf Hanhart, den er mit «Wertgeschätzter zukünftiger Eidam» anredet:

«Durch Ihre werten Zeilen bestätigen Sie dasjenige, was uns unsere liebe Tochter Marie geschrieben: dass unter Ihnen zwei Personen ein eheliches Versprechen stattgefunden habe! Wir schätzen den wahren Begriff und die edle Auffassung dieses Lebens von Seiten unserer Marie zu sehr, als dass wir daran zweifeln sollten, ihre Herzenswahl wäre nicht eine glückliche Wahl.»

Wie selbstverständlich war es damals schon, dass eine Tochter ihre Wahl so selbständig traf, wie es Anna Maria getan hatte? Obwohl er einsehen musste und vielleicht sogar einsehen wollte, dass die Sache gelaufen war, behielt sich Johann Caspar, kaschiert als Angelegenheit der Familie, wenigstens der Form nach das väterliche Einverständnis vor, willigte aber – flexibel wie er war – widerstandslos ein:

«Wenn auch wir nicht die Ehre haben, Sie, wertester Herr! zu kennen, so willigen wir Eltern und meine übrigen Kinder, gleichwohl mit Freuden in Ihren ehelichen Bund ein.»

Obwohl also dieser «eheliche Bund» nicht ganz so zustande gekommen war, wie damals in diesen Kreisen üblich, konnte der Vater dennoch zufrieden sein. Die Partie war standesgemäss und sogar für das Geschäft – wie sich zeigen wird – von Vorteil. Ein kleiner Schönheitsfehler war nur, dass der Erwählte nicht aus einer Glarner Fabrikantenfamilie stammte.

[20] Oberst Dominik Gmür (1800–1867) aus Schänis und seine aus Vättis stammende Gattin Anna Maria Gmür, geborene Frick (1813–1872). Dieser hatte zwei Jahre zuvor, im November 1847, die 5. eidgenössische Division gegen den Sonderbund geführt und war in der damaligen Schweiz eine angesehene Persönlichkeit.

In den Briefen des Vaters ist nur wenig Persönliches über Anna Maria zu erfahren – von dieser freien Wahl und von ihrer geschätzten Arbeit im Haus und in der Fabrik abgesehen. Zwischen den Zeilen ist zu lesen, dass es sich so verhielt, wie Bruder Joachim in einem Brief schreibt: «denn seine Liebe zu Marie ist unendlich». Ein Aufenthalt der sieben Jahre älteren Schwester Verena in einem Neuenburger Pensionat von 1833 bis 1835 ist samt den Kosten säuberlich dokumentiert. Ob auch Anna Maria eine Pensionats-Erziehung im Welschland erhalten hat, kann nur vermutet werden. Ein aus ihrem Besitz stammendes «Souvenir»-Kästchen enthält 12 von Freundinnen beschriebene Zettelchen, zum Teil mit kunstvoll aufgenähten Haarlocken, auf denen für die «liebe Anna», für «ma bonne Anna», für «ma bien chère Anna» von «Freundschaft», «Andenken» und «Vergissmeinnicht» die Rede ist. Die Zettelchen sind datiert mit «Fahy, le ... 1842». Fahy liegt neun Kilometer westlich von Pruntrut im heutigen Kanton Jura nahe der französischen Grenze.

Da auch der «künftige Eidam» eine Wahl getroffen hatte, fügt Johann Caspar seinen Ausführungen zu diesem Punkt noch Wichtiges bei:

«Nur so viel darf ich Ihnen wohl sagen, dass Sie an der Person meiner lieben Marie eine gute Wahl getroffen haben, wovon die Zeit Sie am besten überzeugen wird, besser als meine schwachen Worte.»

Es besteht kein Grund, an der Richtigkeit dieser Beurteilung zu zweifeln, zumal es für Johann Caspar keine ausschliesslich irdische Angelegenheit war: «(...) und glauben, dass diese Vereinigung von oben herab geleitet ist. (...) Der liebe Gott schenke Euch beiden seinen himmlischen Segen und lasse Euch durch einen wahrhaft glücklichen Ehestand Hand in Hand einem hohen und zufriedenen Alter entgegen wandeln.»

«Wir sehnen uns nun», schreibt Johann Caspar am Schluss des Briefes vom 6. September 1849, «Sie bald bei uns mit unserer Marie aufzunehmen, um unsere persönliche Bekanntschft zu machen und Freundschaft und Liebe zu pflegen.»

Das Brautpaar gelangte am 16. September von Diessenhofen nach Schwanden, wie es damals noch der Brauch sein konnte und wie im Brief vom 29. September an Conrad Sauter, aus dem schon mehrfach zitiert worden ist, nachzulesen ist:

«Am Sonntag Abend, den 16. dies, sind sie in einer extra Kutsche in Begleitung einer angesehenen Ehrendame hier angelangt, und letzten Donnerstag, den 27., ist mein zukünftiger Tochtermann, Herr Rudolf Hanhart, zur Sonne, in Diessenhofen, nach Hause verreist und wird wohl noch diesen Herbst seine liebe Braut abholen. Wir haben nun wirklich recht vergnügte Tage verlebt und die persönliche Bekanntschaft hat bestätigt, dass meine liebe Tochter nicht nur einen wohlhabenden, sondern einen liebevollen und wissenschaftlichen honeten Mann ertroffen hat, dessen wir uns recht freuen können.»

Auch seiner Schwester Verena im fernen Galveston berichtet Johann Caspar am 1. Oktober 1849 darüber ausführlich:

«Am 16. 9. sind sie in der Kutsche von Bot Fridolin Dürst in Diesbach, welcher sie express so weit hat abholen müssen, in Begleitung der achtungswerten Frau Stadtammann Ritter (...) hier angelangt.»

Die «Ehrendame», Ursula Ritter-Rauch (1791–1859), Witwe des ehemaligen Stadtammanns von Diessenhofen, Johann Jakob Ritter (1787–1839), hatte noch einen zweiten Grund, nach Schwanden zu reisen. Ihr Sohn, Johann Georg Jakob Ritter (1813–1902), war seit 1845 neben Christoph Trümpy (1814–1889) zweiter Pfarrer in Schwanden. Er war denn der «hiesige Herr», wie es im Brief an Conrad Sauter heisst, «welcher den Freier meiner Tochter recht gut kennt», und von dem im Brief an die Schwester weiter unten zu lesen ist:

«Auf die Heirat von meiner lieben Tochter Marie noch einmal zurückzukommen, muss ich Dir noch nachträglich bemerken, dass unser zweiter Herr Pfarrer Ritter den Bräutigam von meiner Tochter von Jugend auf recht wohl kennt, da sie Jugendfreunde und Schulcameraden waren, und da hat mir Herr Pfarrer gesagt: «Herr Leutenant Tschudi, ich kann Ihnen zu diesem glücklichen Ereignis nur herzlich gratulieren, denn Ihre Tochter ist an Leib und Seele wohl versorgt, denn Herr Hanhart ist nicht nur reich, sondern ein gebildeter, religiöser und gutherziger Mensch (um 30 Jahre alt), von welchem alles das beste für seine so frei gewählte Gemahlin zuversichtlich zu erwarten ist.»

- 7 -

Über den zweiten Besuch Rudolf Hanharts in Schwanden berichtet Johann Caspar am 15. März 1850 dem «Herrn Kantonsrat Benjamin Ryffel»[21] (1803–1874) in Stäfa:

«Ihr geliebter Herr Hanhart war wirklich seit dem 25. Februar hier und ist heute wieder nach Hause verreist.»

Er wird für die Hochzeit wieder kommen, was jetzt schon gemischte Gefühle aufkommen liess:

[21] Weil Benjamin Ryffel mit einer Verwandten, mit Rosina Tschudi (1803–1881) verheiratet war, redete ihn Johann Caspar an anderer Stelle mit «Herr Vetter» an. Später, 1887, kamen sich die Familien noch näher, als Johann Caspars Enkel Alfred Tschudi (1860–1956) Ryffels Enkelin, Henriette Jenny (1863–1935), heiratete. Benjamin Ryffel betrieb in Stäfa am Gehrenbach eine 1837 gegründete Seidenweberei, die er später zusammen mit zwei aus dem Glarnerland stammenden Schwiegersöhnen, den Brüdern Johannes (1832–1886) und Fridolin Jenny (1833–1920), vergrösserte (Ryffel, Jenny & Co., ab 1890: Jenny & Co.). Die Firma beschäftigte in Wald, Einsiedeln, Rieden, Obstalden, Murg und Walenstadt Heimweber. (Geschichte der Gemeinde Stäfa, Bd. 2. Stäfa 1969. S. 377ff.)

«(...) dass unsere liebe, liebe Marie wohl etwas zu entfernt uns verlassen muss, allein die Eltern leben und leiden für ihre Kinder, wenn's ihnen nur gut glücklich geht.»

Geschäftlich hatte Benjamin Ryffel mit Johann Caspar als dessen Weinlieferant zu tun:

«Das mir im zweiten werten Schreiben vom 22. Februar facturierte Fass Wein habe [ich] schon am 23. abends, aber nicht bestens konditioniert, erhalten, denn die hölzerenen Reifen sind die meisten locker geworden, und da das Fass nur 2 eiserne Kopfreifen hatte, so hat es aus den Fugen über den Bauch geflossen, so dass mehrere Masse ausgeronnen sind. Ich habe es am folgenden Morgen mit vier neuen eisernen Reifen binden oder belegen lassen. Nun ist es ein sicheres und wohl behebenes Fass. Dieser Wein macht fast Minne, lind[22] zu werden.»

Johann Caspar stellte fest, dass ein früher geliefertes Fässchen mit 1834er-Wein bald leer war. Wie gewohnt liess er sich von Vetter Ryffel vor einer neuen Bestellung «den äussersten Preis» bekannt geben. Das bevorstehende Hochzeitsleben veranlasst ihn aber zu schnellerem Vorgehen. In einem Postskriptum ersucht er Ryffel, ihm «auf der Stelle 1 Fässli mit 30 bis 40 Mass [entspricht doppelt so vielen Litern] oder auch noch etwas mehr zu senden» – vom «obgedachten nämlichen 1834er im billigst möglichen Preis».

Dieser «1834er» muss tatsächlich ein ganz besonderer Tropfen gewesen sein, schwärmte doch der Literaturkritiker Alfred Kerr (1867–1948) noch am 1. Dezember 1895 in einem Zeitungsbericht von einer «kostbar einsamen Flasche Achtzehnhundertvierunddreissiger».[23]

Weil in Schwanden zur Hochzeit noble Gäste erwartet wurden, sollte ein Gipser aus Mollis die verrauchte Küche und das grau gewordene Vorhaus verschönern.[24] Der bestellte Wein war, wie Johann Caspar am 14. April 1850 bestätigt, schon am 26. März in Schwanden eingetroffen:

«Angestochen habe ich dieses Fass noch nicht, da das alte noch länger hinhaltet, als ich geglaubt habe. Aber es wird nun bald den G'nuss bekommen, denn die Hochzeit meiner lieben Tochter Marie rückt mit schnellen Schritten heran (wahrscheinlich am 23. dies). Dann lässt man nur vom Guten rinnen! Nicht dass die Hochzeit hier in meinem Haus gefeiert wird. Wir werden wohl eine Ausfahrt ins Unterland, Kaltbrunn oder Uznach, machen. Aber es kommen einige Tage vorher liebe und achtbare Hochzeitsgäste mit dem Bräutigam von Diessenhofen, so dass ein Vorgeschmack von einer Hochzeit im kleinen beginnen wird.»

[22] weich, leicht, mild, aber auch: abgeschmackt, abgestanden, schal.
[23] Kerr, A., Wo liegt Berlin? Berlin 1997. S. 100.
[24] JHVG, Heft 77, S. 91.

Darauf freut er sich so sehr, dass er für einmal über den Schatten des sparsamen Glarners springt:

«Es tut mir leid, dass Sie sich so viel Mühe nehmen, den angesetzten Preis zu entschuldigen. Ich finde ihn für echten 1834er billig, und danke Ihnen verbindlich für Ihre gütige Besorgung.»

Johann Caspar kommt auch in diesem Brief auf die zwei Seiten der Medaille zu sprechen:

«So wie wir uns nun auf die Hochzeit unserer lieben Marie freuen, so entwehren wir uns in unserm Innern doch des Kummers nicht, dass unsere liebe und gute Tochter Marie uns aus den Augen entschwindet.»

Es gelingt ihm diesmal, sich darüber hinwegzutrösten, indem er so etwas wie einen Sinnspruch erfindet:

«Wenn man weiss, dass ein liebes Kind gut versorgt ist, wie es wirklich gottlob der Fall ist, so soll man sich in die Trennung willig fügen.»

Aber er wäre nicht der, der er seiner Natur nach war, wäre er nicht erst ganz zufrieden und beruhigt gewesen, nachdem er in Diessenhofen einen Augenschein genommen hatte. Noch vor der Hochzeit, am 18. April 1850, schreibt er an Major Heinrich Zuppinger (1789–1862)[25], im Eichthal, Männerdorf, Folgendes:

«Es ist nun mir und meiner lieben Frau die Möglichkeit geboten, dass wir vielleicht auch dieses Jahr oder das zukünftige zu Ihnen in Ihr liebes und schönes Eichthal kommen können. Denn unsere liebe jüngste Tochter Marie hat sich nach Diessenhofen sehr gut verheiratet, deren Hochzeit kommenden Dienstag, den 23. dies, stattfindet, an welchem Tag wir das Pärchen in Freude nach Uznach zu begleiten gedenken. Nun versteht sich von selbst, [dass] wir dann mit der Zeit meine liebe Tochter und Herrn Tochtermann in Diessenhofen besuchen werden und [da] wird man im Rückweg wohl auch einen Abstecher zu Ihnen machen können.»

Johann Caspar beabsichtigte, die Reise nach Diessenhofen noch mit einem länger aufgeschobenen Vorhaben zu verbinden: die Besichtigung der seit 1847 verkehrenden Spanischbrötlibahn. «Doch habe ich meinen Plan nicht aufgegeben!»

Fünf Tage nach dem Brief an Herrn Major Zuppinger, am 23. April 1850, fand die Hochzeit statt. Aus dem ausführlichen Bericht über den Hochzeits-

[25] Heinrich Zuppinger betrieb im Eichtal in Männedorf eine grosse Florettspinnerei (Abfallseide wird zu Florettgarn gesponnen) und auf seinem Sommersitz «Wiedenbad» stellte er Versuche mit der Zucht von Seidenraupen an. Johann Caspar hatte für ihn seit den 1820er-Jahren Florettgarn gezwirnt. (Allgemeines Ragionenbuch für den Bezirk Meilen 1836–1858. S. 53. Galliker, H. R., Reben, Leder, Hightech, 2. Bd., Stäfa 2006. S. 28 und 30).

tag, den Johann Caspar am 26. Juni 1850 seiner Schwester Verena erstattet, folgen einige Ausschnitte:

«(...) es versammelten sich die geladenen Gäste (...) in rechter Zeit hier in meinem Haus (...). Nun nehmen uns 5 Kutschen und eine zweispännige Chaise fürs Brautpaar auf. (...) Nun fuhr der Zug munter bis Niederurnen, wo Herr Pfarrer Ritter unser liebes Hochzeitspaar nach einer abgehaltenen vortrefflichen Predigt eingesegnet hatte. Und da ging es weiter bis Uznach in den Linthhof, ein neuer grossartiger Gasthof, wo auch ein Fürst Nachtlager nehmen könnte und wo uns allen eine gute Mahlzeit harrte. Die Gäste fuhren nach Hause zurück. Hingegen ist das Brautpaar in Uznach übernachtet und morgens 9 Uhr nach Zürich verreist.»

Weil wir einigen Hochzeitsgästen später wieder begegnen, sei aus dem Bericht noch Folgendes zitiert:

«Die hiesigen Hochzeitsgäste waren: meine liebe Schwester Marie; ihr Sohn, Vetter Lieutenant Joachim und Frau; ihre Tochter Anna samt ihrem Gemahl; mein Tochtermann Jost Luchsinger und Frau; die Jungfrau Maria Spelty, Schwester von meinem Tochtermann Spelty und s. w.»[26]

Wie schon angedeutet, der sparsame Johann Caspar liess sich bei der Hochzeit seiner jüngsten Tochter nicht lumpen. Er tafelte mit seinen Gästen im «grossartigen» Linthhof[27] in Uznach. Wenige Jahre später feierten die Glarner Fabrikanten solche Anlässe im Bad Stachelberg in Linthal. Warum sich Johann Caspar nicht mit einem Gasthof im eigenen Dorf begnügte, wird seine Gründe gehabt haben. Der Brief von Johann Caspar vom 14. Mai 1850 nach Diessenhofen beginnt so:

«Herzlich geliebter Herr Tochtermann und Frau Tochter! Am 2. dies abends haben [wir] Eure liebenswerten Schreiben vom 29./30. April von Thun erhalten und daraus mit vieler Freude vernommen, dass Ihr eine glückliche und trotz der ungünstigen Witterung dennoch eine recht ver-

[26] «Meine liebe Schwester Marie»: Anna Maria Zopfi-Tschudi (1795–1856). «Vetter Lieutenant Joachim und Frau»: Joachim Zopfi (1821–1889) und Anna Maria Aebli (1824–1915), seit 1868 Fabrikant in Ranica. Nach dessen Tod ging das Geschäft an seine Frau, an Peter Tschudi-Freuler, an Alfred Tschudi-Jenny und an Jost Luchsinger-Bühler (1857–1944). «Tochter Anna samt ihrem Gemahl»: Anna Tschudi-Zopfi (1813–1889) und Johann Heinrich Tschudi (1808–1877). «Tochtermann Jost Luchsinger und Frau»: Jost Luchsinger (1804–1885) und Anna Katharina Luchsinger-Tschudi (1808–1872). Deren Enkel Jost Luchsinger (1857–1944), verheiratet mit Ursula Bühler (1867–1954), war in Ranica tätig. «Jungfrau Maria Spelty»: Maria (Mascha) Stähli-Spelty (1826–1882).

[27] Auf dem «Linthhof» in Uznach wirtete damals Benedikt Schubiger (1801–1859), Nationalrat und Verwaltungsratspräsident der 1848 gegründeten «Leih- und Sparkasse des Seebezirks», die sich seit 1994 «Bank Linth» nennt. Geschäftliche Beziehungen mit Benedikt Schubiger und mit der Bank werden in den eingesehenen Briefen nicht erwähnt. (BL., Die Bank Linth gedenkt ihres Ursprungs; gk., Bank Linth hatte einst eine eigene Banknote. In: Südostschweiz, 16. Juli 1998. S. 6.)

gnügte Hochzeits-Reise bis dorthin gemacht habt. Durch Herr Forster haben wir ebenfalls zu unserem wahren Vergnügen vernommen, dass Ihr ebenfalls recht wohl in der Bundesstadt eingetroffen seid und da ein paar vergnügte Tage zugebracht haben und weiters nach Freiburg verreist seien und von dort zurück über Solothurn und Basel nach Hause zu reisen gedenkt. (...) Es wird uns freuen und willkommen sein, gelegentlich eine kurze Beschreibung zu erhalten.»

Noch bevor Johann Caspar den Brief der Post übergeben kann, erfährt er, dass die Hanharts wohlbehalten zu Hause angelangt sind:

«P.S. Grad vor Verpackung dieses Briefchens (abend 6 Uhr) langt Euer Hochzeitskutscher frisch und wohlgemütlich hier an und verkündet uns die freudige Botschaft, dass Ihr alle glücklich und recht vergnügt und wohlgesättigt von vielen gesehenen schönen und merkwürdigen Dingen zu Hause angelangt sind und dass Ihnen Ihr Herr Bruder bis Feuerthalen entgegen gekommen ist und in Ihrer lieben Vaterstadt von Ihren ehrenwerten lieben Verwandten und Freunden herzlich empfangen und so reichlich mit Hochzeits Geschenken erfreut und überströmt worden sind.»

Im Brief an die Schwester in Amerika vom 26. Juni 1850 schliesst der Bericht über den Hochzeitstag mit dem Satz:

«Sie haben eine 3 Wochen lange Hochzeitsreise in der Schweiz herum gemacht. Nun sind sie zu Hause an ihrem eigenen Herd und ist ihnen wohl.»

Im Brief vom 3. Juni 1850 nach Diessenhofen kann Johann Caspar für eine wohlgelungene Reisebeschreibung danken:

«Diese habe ich und die lieben Meinigen eben so ganz als mit vielem Interesse gelesen. Es freut uns alle innigst, dass die Hochzeitsreise unseres lieben Pärchens sich so sehr gelohnt hat. – Wenn ich so glücklich wäre, nach meinem Wunsch noch in eint oder andere dieser Gegenden eine Lustwanderung zu machen, so würde [ich] wohl Ihr stets wertes und interessantes Schreiben vom 24. Mai zum Wegweiser mitnehmen, um die Merkwürdigkeiten leicht herauszufinden.»

- 8 -

Dem Brief vom 26. Juni 1850 an die Schwester in Amerika ist zu entnehmen, dass sich Johann Caspar in Begleitung seiner Frau und der Schwester Anna Maria Zopfi-Tschudi (1795–1856), auf die geplante Reise nach Diessenhofen begeben wird. Noch bevor es so weit ist, kann er am 23. Juli einen wichtigen Brief aus Diessenhofen bestätigen:

«Ihre werteste Zuschrift vom 16. dies ist mir zur rechten Zeit zugekommen, und wie sie sich wohl vorstellen können, hat mir und alle die lieben Meinigen dessen besonderer Inhalt ausserordentlich gefallen. Wir sehen schon im Geist, Sie mit einem stattlichen Söhnchen oder Töchterchen bei

uns in voller Freude eintreffen. Der Allgütige im Himmel lasse doch gnädigst diese grosse und erhebene Freude werden.»

Im folgenden, schlecht kopierten und nur teilweise entzifferbarem Teil des Briefes ist von «beschwerlicher Zeit unserer herzlich geliebten Tochter» und von «unserem Ihnen wirklich schuldigen Besuch» die Rede, der aber «dato noch unmöglich» sei, weil seine Frau «erst noch im Pfäferserbad ihre Gesundheit pflegen» müsse. Er fährt fort: «Wir werden wohl noch viel Mühe haben, sie fortzubringen. Nachdem werde ich sie, sobald sie ihre Kur beendet hat, abholen. Wir werden dann miteinander das Rheintal hinunter wallfahrten, (...) das Deutsche Meer[28] befahren und uns auf einem Delphin dann zu Ihnen hinunter gleiten lassen. Wann nun aber alles dieses zustande kommt, kann ich dato nicht bestimmen, hoffe es Ihnen bald anzeigen zu können.»

Im Brief vom 13. August 1850 nach Diessenhofen ist davon die Rede, dass die werdende Mutter in ihrem «gegenwärtigen Leibeszustand wohl öfters Unbehagen erdulden» müsse. Dann kommt Johann Caspar auf Anna Marias Jugendfreundin, Cleophea Ritter-Jenny, zu sprechen, die im vorigen Jahr Anlass für die folgenreiche Reise nach Diessenhofen gewesen war:
«Es wird uns freuen, wenn zur Zeit eine gute Nachricht von einer glücklichen Entbindung aus dem Lindenhof ankommt. Viele Grüsse diesem edlen jungen Ehepaar.»

Dann gratuliert Johann Caspar «Herrn Obrist Conrad Hanhart» und seiner Frau Gemahlin zur Geburt eines Kindes. Conrad Hanhart (1816–1881), ein Cousin Rudolf Hanharts, hatte als Scharfschützen-Hauptmann am Sonderbundskrieg teilgenommen. Er ist, weil seine Soldaten bei der Sinserbrücke an der Grenze zwischen Aargau und Zug mit sonderbündischen Kameraden bei klingendem Spiel friedlich Wein getrunken hatten, eine legendäre Figur geworden.[29] Auch hatte er nach den Gefechten vom 23. November 1847 am Rooterberg den Brigadekommandanten mit zwar zweckmässigem, aber eigenmächtigem Handeln verärgert. Er konnte sich aber über einen vorteilhaften Bericht in der «Neuen Zürcher Zeitung» freuen: «Beinahe alle Bataillone der Brigade Egloff kamen hier [am Rooterberg] nach und nach ins Feuer, voran die Thurgauer Scharfschützen.»[30]

Möglich ist, dass Conrad Hanhart inzwischen zum Major befördert worden war, zum «Obristen» hat ihn Johann Caspar gemacht, der aus den Berichten des Schwiegersohnes einen entsprechenden Eindruck erhalten haben wird.

[28] Der Bodensee, gelegentlich auch «Schwäbisches Meer» genannt.
[29] JHVG, Heft 77, S. 48ff und 74ff.
[30] Maissen, S. 185.

Im Hinblick auf die bevorstehende Reise nach Diessenhofen fährt Johann Caspar im Brief an seine Frau vom 13. August 1850 fort:

«Während wir letzten Donnerstag auf Weesen fuhren, hat Verena Deine Abreise nach Bad Pfäfers angezeigt. Diesen Abend gedenke ich, ihnen zu schreiben, aber den Tag unserer Ankunft kann ich ihnen noch nicht bestimmen, denn das hängt von Dir und vom guten Rat von Deinem Baddoktor ab. Ich vermute, so Sonntag oder Montag, den 25. oder 26. August, in Pfäfers abzureisen. (...) Also wirst Du mir so bald möglich Nachricht geben, damit ich und die Frau Schwester [uns] darauf richten können, und ich unsere Abreise von Pfäfers bestimmt nach Diessenhofen anzeigen kann, auf welches sie dann unsere wills Gott erfreuliche Zusammenkunft in Constanz richtig treffen können.»

Die drei Reisenden gelangten auf dem gleichen Weg wie die Tochter Anna Maria im vorigen Jahr nach Diessenhofen. Den Verlauf schilderte Johann Caspar am 1. November 1850 ausführlich seinem Freund Caspar Lüthy in Innsbruck:

«Am 23. August reiste ich mit meiner lieben Frau Schwester Leutenant Zopfi nach dem Mittagessen ab und kamen abend 6 Uhr in Ragaz an, wohin meine liebe Frau aus dem Pfäferserbad [uns] entgegen kam und unser auf dem Platz vor dem Ragazerhof, wo die Post anhält, harrte. Und so ging es gleich ohne ferneren Aufenthalt in Gesellschaft mehrerer andern älterer und neuerer Kurgäste zu Fuss ins Bad, all wo wir 7½ Uhr anlangten. Sonntag, den 24. August blieben wir im Bad, stiegen auf die Calandaschau und besuchten mit 2 Engländern und Frauen die merkwürdige Quelle. Am Sonntag, den 25., verreisten wir morgens früh von Pfäfersbad hinaus, dejeunierten im Ragazerhof und um 7 Uhr verreisten wir mit der Post durch das schöne Rheintal hinunter und kamen abend 4 Uhr in Rorschach an . Im Hafen befanden sich fünf Dampfschiffe vor Anker mit ihren vielfarbigen Flaggen. (...) Kaum waren wir ½ Stunde im Gasthof, wo die Post sich befindet, so rannte unsere liebe Tochter Marie und ihr lieber Gemahl in unser Zimmer, welche wir in Constanz zu treffen glaubten. Ihre Ungeduld, uns zu sehen und zu umarmen, liess sie nicht in Constanz auf uns warten. Wie viel Freude uns diese überraschende Erscheinung gemacht hat, können Sie sich vorstellen. Am folgenden Tag, am 26., begaben wir uns an Bord des Dampfschiffes, von der schönsten Witterung begünstigt (9 Uhr morgens). Das Verdeck war gefüllt mit Passagieren, sowohl auf dem 1. als 2. Platz. Abends 4 Uhr langten wir in dem schon lang von uns ersehnten Diessenhofen an.»

Auf dem Boden-, auf dem Untersee und auf dem Rhein verkehrten seit 1832 Dampfschiffe. Was während der Fahrt, vor allem auf dem Untersee und auf dem Rhein, alles zu sehen war, mittelalterliche Städtchen, Barockkirchen, Herrschaftssitze, hatte Johann Caspar sicher mit wacher Neugier wahrge-

nommen. Die «schöne Witterung» ist im Bericht erwähnt – es wird sich die nach allen Richtungen offene Landschaft in einem Licht gezeigt haben, wie es der Glarner nicht kennt. «Welche schöne Aussichten diese Tour gewährt, glaube ich Ihnen nicht erst beschreiben zu müssen», hat er Caspar Lüthy expliziert. Er hatte sich sogar auf die schönen Aussichten vorbereitet, indem er am 20. August 1850 den Tochtermann um eine Gefälligkeit bittet:
«Auf dem Bodensee sind, wie bekannt, sehr schöne Aussichten. Aber um solche zu geniessen, sollte man Perspektive [Fernrohre] haben, welche ich zwar, wie Sie wissen, habe, aber nicht auf Reise geeignete. Darum frage ich, wie es wäre, wenn Sie gütigst mit eiliger Post Ihres mir einsenden würden, um es ihnen dann mit Dank bei meinem Dortsein wieder zurückzuerstatten.»

Die Dampfschiffe versetzten Johann Caspar nicht in dieselbe Begeisterung, wie ein paar Tage später die Eisenbahn. Weil auf dem Walensee seit 1837 ein Dampfschiff verkehrte, das die Tschudis und die Speltys regelmässig benutzten, sei es für Geschäftsreisen oder für die Fahrt nach Ragaz, war das weniger spektakulär. Erst 1859 schlängelte sich die Eisenbahn, für die am Walensee neun Tunnels ausgebrochen werden mussten, dem Ufer entlang und erst 1867 wurde die alte Landstrasse von Mollis über den Kerenzer nach Mühlehorn eröffnet. Erstaunlich ist, dass Johann Caspar 1850 den Untergang des Dampfers «Delphin» in seinen Berichten nicht erwähnt.[31]

«In Diessenhofen trafen wir alles über unser Erwarten gut an und überzeugten uns, dass unsere liebe Tochter Marie das Glück hatte, eine vortreffliche, ja glückliche Partie gemacht zu haben, nicht nur darum, dass die zwei Brüder Hanhart zur Sonne den Vermöglichsten der ganzen Stadt angehören, sondern ebenso viel in moralischer Beziehung und in der aufrichtigsten und wärmsten Liebe ihres Herrn Gemahls und ihres Herrn Schwagers, welcher noch ledig ist, gottlob an Leib und Seel aufs beste bewahrt ist. Auch haben diese Herren eine zahlreiche allgemein geachtete Verwandtschaft, und diese alle lieben und achten unsere Tochter wie ihre eigenen Kinder. (...) Wir verlebten da recht vergnügliche Tage bis den 12. September, also volle 16 Tage. Doch wurde diese Mussezeit mit Trauer vermengt, weil die gute und liebe Cleophea Ritter née Jenny an der Folge ihrer ersten Niederkunft unter dieser Zeit gestorben ist, woran meine Tochter und mein lieber Tochtermann grossen Anteil nahmen, und auch wir traurig gestimmt waren, indem wir hofften, dass sie noch in unserer Anwesenheit das Wochenbett verlassen könne. Wie Ihnen vielleicht noch in Erinnerung sein mag, ist diese Frau die Jugendfreundin von unserer Frau Tochter gewesen und Herr Ritter (Bruder von unserem gegenwärtigen 2. Pfarrer Ritter) ein vertrauter Freund von Herrn Hanharts, und in eben diesem Hause lernten sich meine Tochter

[31] Städler, G., Walensee-Schifffahrt. Mels 1996, S. 77ff.

Marie und Herr Hanhart kennen. (...) Nun, was sein soll, schickt sich wohl!»[32]
Auch bei diesem Ereignis beschränkt sich Johann Caspar – zwar «traurig gestimmt» – auf die Rolle des Chronisten dessen, «was sein soll».

Wichtig aber war, dass sich Johann Caspar an Ort und Stelle davon überzeugen konnte, dass seine geliebte Tochter «eine vortreffliche und glückliche Partie» gemacht hatte und in Diessenhofen gut aufgehoben war.

- 9 -

«Also [am 12. September] morgen 9 Uhr verreisten wir unter rührenden Abschiedstränen von Diessenhofen und langten abends um 4 Uhr in Zürich an und stiegen im alten Glarner Gasthof (im ehemaligen Raben) ab und abend 6 Uhr fuhren wir in den Bahnhof, um mit dem letzten Zug dieses Tages auf Baden hinunter zu gleiten. Dies war also das erste Mal, wo wir alle drei eine Eisenbahn sahen und darauf fuhren. Ich fand zwar alles oder vieles, wie ichs mir vorgestellt habe und durch Zeichnungen vorläufig kennen lernte, aber was man selbst im Original sieht, glaubt das Herz nun. Ich habe diese Reise-Maschinen und Schienenwege in beiden Bahnhöfen und während dem Fahren bei Tag und Nacht so viel [als] möglich aufmerksam betrachtet und bewundert. Am Morgen, den 13., fuhren wir mit dem 2. Zug (9 1/4 Uhr) wieder zurück nach Zürich, brachten da den Tag zu, und Dienstag, den 14., sind wir abend 5 Uhr glücklich wieder zu Hause angelangt, wo wir gottlob alles gesund und wohl antrafen.»

So berichtete Johann Caspar dem Freund Caspar Lüthy in Innsbruck über den technischen Fortschritt und über seine erste und einzige Eisenbahnfahrt. Nach der Heimkehr hält er im Brief vom 18. September 1850 nach Diessenhofen weitere Einzelheiten fest:

«(...) in Baden bin ich sogar um 5 3/4 Uhr morgens auf den Bahnhof spaziert, um den ersten Zug in seiner ganzen Gestalt abfahren zu sehen, dann noch alles wohl auszukundschaften und durch den Tunnel hin- und herzugehen.»

Johann Caspar wird gewusst haben, dass sich im Sonderbundskrieg eidgenössische Truppen von der drei Monate vorher eingeweihten Spanischbrötlibahn von Zürich nach Baden hatten fahren lassen. Feldweibel Johann

[32] Cleophea Ritter-Jenny (1825–1850) verheiratet mit Johann Adolf Ritter (1820–1884), Sohn des ehemaligen Stadtammanns von Diessenhofen. Das am 27. August 1850 geborene Mädchen, Fridolina Ritter, wurde am 8. September getauft. Taufzeugen waren Verena Jenny-Tschudi (1804–1884), Frau von Onkel Peter Jenny-Tschudi «älter», und der Bruder der toten Mutter, Felix Jenny (1819–1852), Teilhaber «auf der Mühle, Hauptmann und Steuervogt. Fridolina Ritter verheiratete sich 1886 in Basel mit dem Architekten Rudolf Fechter. (Zivilstandsamt Diessenhofen: Taufregister)

Jakob Niederer vom Ausserrhodischen Infanterie-Bataillon Bänziger hat es beschrieben:

«Gross war das Erstaunen Aller, die eine so grossartige Einrichtung nur vom Hörensagen kannten, und noch grösser wurde es, als mit Windeseile die Wagen dahinflogen.»[33]

Auch die «beinahe kultisch verehrte eidgenössische Schützenfahne» hatte auf ihrer Reise von Basel nach Glarus, wo am 18. Juli 1847 das 13. Eidgenössische Freischiessen eröffnet wurde, die Spanischbrötlibahn benutzt.[34]

Was wäre industrielle Produktion ohne von Wasserkraft oder von Dampf betriebene Maschinen? Johann Caspar hatte die Eisenbahn, diese ausserhalb der Fabrik eingesetzte Maschine, mit dem praktischen Sinn des Geschäftsmannes begeistert begrüsst, und er hätte wohl staunend zur Kenntnis genommen, was der Dichter Heinrich Heine (1797–1856), der die Eisenbahn mit der Entdeckung Amerikas und mit der Erfindung des Buchdruckes in eine Reihe stellte, dazu schreibt:

«Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providencielles Ereignis(...); es beginnt ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte und unsere Generation darf sich rühmen, dass sie dabei gewesen (...). Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden.»[35]

Am 14. September 1850 kehrten Johann Caspar, Frau Regula und Schwester Anna Maria nach Hause in den Alltag zurück. Vier Tage später schreibt er nach Diessenhofen:

«Es war aber höchste Zeit einzutreffen, weil auch gar viel Arbeit für uns alle vorhanden ist, besonders in dieser Woche ein grosser Wasch! Kilbi Woche! Mechanisches, und Ausfuhr vieler Waren infolge erhaltener Bestellung von Heinrich aus Italien. Und weil die Witterung so ausserordentlich schön ist, auch noch die Kartoffel-Ernte. Aber leider fällt die Ernte im ganzen Ländchen so schlecht aus, dass der älteste Mann sich kaum zu gedenken vermag, sehr wenige, meistens nur kleine wässerige Knollen und noch gar viel krankes Grüz. Es gibt Leute, die davonlaufen und sagen, sie können im Lanzig die Saaten leer umschaufeln.[36] Du, mein liebes Kind Maria, vermagst

[33] Steiner, H., Erster Transport schon vor 151 Jahren. In: Aargauer Zeitung, 7. November 1998.

[34] Maissen, S. 143.

[35] Stern, F., Das feine Schweigen. München 1999. S. 22.

[36] Die in Europa in den 1750er-Jahren aufgekommene Kartoffel steigerte neben besser genutztem Wiesland und Kleeanbau den Ertrag des zur Verfügung stehenden Bodens um ein Mehrfaches. Eine um 1845 zuerst in Irland und dann im übrigen Europa auftretende Pilzkrankheit führte zu einer eigentlichen Kartoffelkrise und sogar zu Hungersnöten. Johann Caspar schreibt, dass es viele missgebildete Knollen («krankes Grüz») zu ernten gab und dass man im Frühling («Lanzig»), weil kein Saatgut vorhanden war, die Äcker («Saaten») vergebens umgraben musste.

nun am besten zu beurteilen, was obiges alles zusammen heissen und sagen will?! Tue das nur dem herzlich geliebten Rudolf recht zergliedern, dann wird er begreifen, warum wir uns nicht länger bei Euch, liebe Kinder, aufhalten konnten.»

Um es noch zu unterstreichen, schreibt er weiter unten:

«Meine Frau rennt wieder von Arbeit zu Arbeit.»

Am 6. November 1850 war Johann Caspar derart beschäftigt, dass er zum Schreiben förmlich gezwungen werden musste:

«So kommt eben meine liebe Frau[37] und befiehlt mir, Eure lieben Schreiben vom 29. September und vom 1. dies schuldigst zu erwidern (nun rufen mir wieder Maurer und Zimmermann, dies und jenes an die Hand zu geben und nachzusehen, ob sie die Sache nach meinem Wunsch und Willen machen usw., diese Störungen werden sich noch oft wiederholen, bis ich mit dieser Epistel fertig bin!)»

Johann Caspar war einem Glas Wein, sogar vom besseren, durchaus nicht abgeneigt. Auch rauchte er mit Vergnügen. Er scheint in Diessenhofen bei einer andern kleinen diesseitigen Freude auf den Geschmack gekommen zu sein. Am 18. September 1850 wendet er sich deshalb an den Schwiegersohn:

«Senden Sie mir gelegentlich vermittelst Herrn Johann Caspar Hirzel, zum Reigel, in Zürich, 1/4 lb [schweres Pfund] guten Kaffee und 2 Säcke weissen Zucker, in der Qualität, wie wir bei Ihnen genossen haben, und übermitteln Sie mir dann die Faktura darüber.»

Und am 6. Oktober 1850 heisst es:

«Es bleibt mir nur zu bemerken, dass ich den 1. Oktober die 2 Collis [Kisten] Caffée und Zucker wohlschaffen erhalten habe, aber dass solche (...) noch in ungeöffnetem Zustand ruhen, indem wir noch vom älteren Vorrat zu rösten, zu brauen und zu schmecken haben, denn mit dem Zuckerkaffeetrinken geht es noch nicht so regelmässig bei uns zu, wie wir es uns auf Eurer lieben Zinne wohl haben schmecken lassen. Aber wo bleibt die Faktura darüber stecken?»

Schon im Brief vom 14. Mai 1850, kurz nach der Hochzeit, war von einer Beteiligung des neuen Schwiegersohnes an der Fabrik die Rede gewesen: «Was der Inhalt Ihrer werten Zuschrift von finanziellen Angelegenheiten anbetrifft, hat der Tochtermann, Herr Spelty, und seine Frau zu beantworten übernommen, folgsam ich darüber nichts bemerke.»

Dem nach der Rückkehr aus Diessenhofen geschriebenen Brief vom 18. September 1850 ist zu entnehmen, dass zu Hause Zustimmung gefunden haben dürfte, was Johann Caspar mit Rudolf Hanhart ausgehandelt hatte.

[37] Regula Tschudi-Dürst schrieb offenbar selber kaum Briefe. Jedenfalls enthalten die Kopierbücher keine von ihrer Hand.

Aus geschäftlicher Sicht scheint Anna Marias Heirat für die Fabrik «in der Herren» eher ein Glücks- denn ein Zufall gewesen zu sein. Vielleicht war die Sache sogar geschickt eingefädelt worden. Die Heirat von Sohn Joachim mit Rosina Jenny, die Johann Caspar nicht mehr erlebte, darf als weiterer Glücksfall gesehen werden, war diese doch die verwaiste Tochter eines Teilhabers der Fabrik «auf der Mühle» und eine Nichte des damaligen Firmenchefs, des Ratsherrn Peter Jenny-Tschudi «älter», der keine Nachkommen hatte.[38]

Johann Caspar schreibt am 1. November 1850 an Freund Caspar Lüthy in Innsbruck Folgendes:

«Leider komme ich selten Herrn Vetter Ratsherr Peter Jenny zu sprechen, da ich sehr wenig im Jahr nach Schwanden in Gesellschaft gehe wegen meines schlechten Gehörs, weil ich in Gesellschaft keinen Genuss habe.»

Johann Caspar fährt dann nach einer Abschweifung, ohne eine gewisse Feierlichkeit vermeiden zu können, fort:

«Am 28. Oktober morgens erhielt ich Ihren lieben Brief vom 21. dies und am 24. begab ich mich in das Haus des Herrn Ratsherrn und sagte ihm also, was Sie mir geschrieben haben. Er entschuldigte sich, dass er wirklich vergessen habe, Ihre Grüsse mir zu melden, und zwar als Grund und Ursache, warum wir nie zusammen kommen, und mahnte mich, ich soll die Gesellschaft nicht so meiden. Und wegen den Pistolen ist er nicht erzürnt, dass Sie ihm noch keine gesandt haben, Sie aus den angegebenen Gründen vollkommen entschuldigend. Und Sie möchten ihm, wenn Sie einmal hierher kommen oder jemand von Ihnen, vorderhand nur ein Stück bringen oder senden, und ersuchte mich, Ihnen ein höfliches Compliment zu machen. In der «Neuen Zürcher Zeitung» Nr. 300 vom 27. Oktober 1850 steht unter anderem aus unserer Bundesstadt: «Ein Bulletin der Bundeszeitung meldet (...) aus New York ist von einem Hrn. Necorry der Eidgenossenschaft ein Pistol für 6 Schüsse aus einem Lauf zugesandt worden, welches vorzüglich gearbeitet ist.»

In der erwähnten Abschweifung befasst sich Johann Caspar mit seiner Art von «gesellschaftlichem Leben»: «Indessen gehe [ich] dann und wann an

[38] Als Chef der Firma P. Blumer & Jenny war Peter Jenny «älter» ein Konkurrent Johann Caspars, was aber, weil jede Fabrik in ihrer besonderen Nische tätig war, ein gutes Verhältnis nicht verhinderte. Es wurden «auf der Mühle» in Schwanden 1827 unter «P. Blumer & Jenny» das Stammgeschäft und 1828 unter «Jenny & Blumer» die Druckerei und Färberei gegründet. Die Färberei wurde 1835 eingestellt. 1890 sind die Teilhaber Jenny ausgeschieden, und das Geschäft wurde unter «F. Blumer & Co.» weitergeführt. (Jenny, Handel 2, S. 338–344, 456 und 619.) Peter Jenny hatte 1847 die Beteiligung von Glarner Militär am Sonderbundskrieg von der Landsgemeinde beschliessen lassen wollen (Jenny, P. älter, Votum über die Competenz des dreifachen Landrates in Sachen des Sonderbundes, abgegeben in der Sitzung vom 8. October 1847. Glarus 1847). Später war Jenny Nationalrat und von 1868 bis 1872 Schweizer Konsul in Ancona.

einem Sonntag nach dem Kaffee auf Sool zu dem Ihnen wohlbekannten Ratsherr Mathias Jenny, und da finden sich die geehrten Gäste ein, nämlich der 82 Jahre alte Felix Jenny, sein Bruder Herr Ratsherr Kirchenvogt Johannis Jenny, Herr Ratsherr Josua Wild und Herr Doktor Fridolin Tschudi und dann bisweil 2, 3 bis 4 bekannte Herren aus Mitlödi.»[39]

Über sein schlechtes Gehör lässt sich Johann Caspar schon im Brief vom 1. Oktober 1849 an seine Schwester in Galveston ausführlich aus:

«Ich will von Deinem gütigst mitgeteilten Mittel für die Ohren Gebrauch machen, aber es wird wohl nicht viel nützen wie andere versuchte Mittel, denn mein Gehör hat sich von selbst geschwächt, vermutlich werden sich die sogenannten Trommelfelle verdicken. Wenn ich warm habe oder gar am Kopf schwitze, dann höre [ich] besser, und wenn ich friere, so höre [ich] dann eben schlecht. Wollte Gott, ich käme wieder zum Gehör. Dies ist mir von unaussprechlichem Nachteil, ich tauge deswegen natürlich zu vielem nicht mehr, und in Gesellschaft von mehreren Menschen habe [ich] keinen Genuss.»

## - 10 -

Der nächste Brief nach Diessenhofen wurde am 8. Januar 1851 geschrieben. Der Jahreswechsel sei «nicht mit besonderer Feierlichkeit erlebt» worden, «sondern in stiller Betrachtung und Nachdenken über die Vergangenheit. Unter vielen gegenseitigen guten und frommen Wünschen für die Zukunft!»

Johann Caspars Gedanken kreisen besonders um das in Diessenhofen bevorstehende Ereignis: «Gott (...) stehe unserer teuren innigst geliebten Marie in ihrem nun je länger je mehr beschwerlichen Tagen bei und lasse sie reif zu einer glücklichen Entbindung werden.»

Er lässt sich sogar herbei, dem Tochtermann Ratschläge zu erteilen:

(... ), dass Sie Ihrer lieben Frau so viel wie möglich Freude und Erheiterung zu verschaffen gedenken, (...) denn das ist in solchen Umständen das Beste und Zweckmässigste für die Mutter und das Kind, und das zu tun wird Ihnen nicht schwer fallen, denn meine liebe Tochter Marie macht nicht grosse Ansprüche.»

[39] Mathias Jenny-Wild (1780–1855), Handelsmann, Schul- und Kirchenvogt, Wirt beim Brunnen auf Obersool, war ein Bruder des «alten» Felix Jenny (1769–1854). Dieser war das älteste Glied der Familien Jenny und Blumer. Er war für die Firma Blumer & Jenny in Ancona tätig gewesen. Verheiratet war er mit Cleophea Blumer (1772–1848). Er war der Vater von Peter Jenny-Tschudi und von Fridolin Jenny-Iselin, für die er 1823 das Tagwenrecht in Schwanden erworben hatte. Felix Jenny-Iselin war Vater von 10 Kindern, von welchen Felix Jenny-Wild, Cleophea Ritter-Jenny und Rosina Tschudi-Jenny schon genannt worden sind; Katharina Blumer-Jenny wird noch zu erwähnen sein. Ratsherr Josua Wild ( 1790–1868), Schwanden, Dr. Fridolin Tschudi (1796–1851), dessen Frau Rosina Tschudi-Blumer (1801–1849).

Wie üblich berichtet er, wie man sich «in der Herren» befindet, dass beispielsweise die Enkelin Christina Spelty (1837–1913) «einige Not im rechten Auge hat, wo unser berühmtes Augenwasser nicht helfen wollte», und dass er selber «mit Ausnahme meines Hustens sich wohl befinde». Nur war dieser Husten schliesslich nicht so harmlos, wie es zunächst aussah.

Am 19. Januar 1851 ist zu erläutern, wie am 22. seine Frau zur Niederkunft der Tochter nach Diessenhofen reisen wird:

«[Meine Frau] wird nächsten Mittwochmorgen frühe mit dem gewöhnlichen Postwagen nach Zürich verreisen, wo sie Nachmittag circa 1 Uhr eintreffen wird. Dann verreist sie circa 2 Uhr mit dem Schaffhauser Postwagen (...), wo sie am Abend in Feuerthalen oder Schaffhausen eintrifft. Nur wissen wir nicht bestimmt, ob sie in Feuerthalen allenfalls aussteigen kann oder nicht. Aber ihr Wunsch und Ansuchen geht dahin, dass Ihr sie durch einen zuverlässigen Fuhrmann auf diese Zeit abholen lassen möchten.»

Am 2. Februar 1851 beantwortet er die Briefe aus Diessenhofen vom 30. und 31. Januar 1851. Im ersteren wird ihm die Geburt der Enkelin Anna Maria (30. 1. 1851–7. 6. 1923) mitgeteilt worden sein. Er dankt «dem lieben Allgütigen im Himmel für dieses glückliche Ereignis von Herzen.»

Mit Befriedigung kann er festhalten, dass das wohl letzte von ihm geplante Vorhaben erfolgreich durchgeführt werden konnte:

«Es hat mich sehr gefreut, dass meine liebe Frau ihre Reise zu Euch nach meinem Plan und [meiner] Absicht glücklich verrichtet hat und dass sie sich gesund und wohl befindet, und wie ich mich schon zum voraus überzeugte, dass sie bei Euch viel Freud und Ruhe geniesst und sich von ihren hiesigen mühevollen Tagen erholen kann. Ich stelle mir vor, wie heimelig es ihr wurde, als sie Euch, lieber Tochtermann, in Schaffhausen an Hals fallen konnte.»

Die Nachricht vom «glücklichen Ereignis» löste «in der Herren» einige Betriebsamkeit aus:

«Wir haben nicht ermangeln lassen, gestern Nachmittag unsere liebe Christina (welche gar eine ausserordentliche Freude hatte, dass ihr eine junge Base in Diessenhofen geworden ist) zu allen Verwandten und Bekannten abgehen lassen und die freudige Botschaft denselben bekannt zu machen. (...) Diesen Vormittag, gleich nach Empfang Ihres zweiten werten, freudigen und trostreichen Schreibens haben wir eine doppelte Gesandtschaft, nämlich die jungen Herren Spelty, Jost und Emil, zum lieben Grossvater im Dornhaus abgefertiget, welcher sich doppelt freuen wird, diese freudige Botschaft durch diese zwei rüstigen Urenkel zu vernehmen.»

An der mit solcher Feierlichkeit und mit solchem Aufwand empfangenen Enkelin konnte sich Johann Caspar nur noch kurze Zeit erfreuen. Es haben noch einige Briefausschnitte mit ihr zu tun:

«Gott verleihe in seiner grossen Gnade, dass das liebe Kind uns gesund und munter heranwachse.»

«N.B. Dass die liebe Tochter der hohen Natur getreu ihr liebes Kind mit ihrer eigenen Milch stillet, freut mich besonders, denn das wird ihre Gesundheit fördern, und das liebe Kind wird stark werden.»

Und weil darüber hinaus die Mutter des Kindes seine Tochter war, konnte er ohnehin beruhigt sein:

«(...), wenn dieses liebe Kleine seiner Mutter würdig bleibt, was bei einer guten Erziehung wohl nicht fehlen kann, so könnt Ihr Euch dieses Geschenk vom Himmel nur höchlich freuen!»

Johann Caspar sollte, was die Gesundheit und die gute Erziehung betrifft, Recht bekommen. 14 Tage später kam wieder seine eigene Gesundheit zur Sprache:

«Mit meinem Husten geht es so passabel, seit ein paar Tagen fühle [ich] etwas «Trümmel». Wenn es nicht bessert, so werde [ich] mich mit meinem Arzt beraten.»

Zum Husten war Schwindelgefühl dazugekommen, was Johann Caspar sichtlich beunruhigte und Grund für böse Ahnungen hätte sein können. Zwölf Tage später, am 14. Februar, ist er aber wieder mit seiner jüngsten Enkelin beschäftigt:

«Auf den Tag und Stund ist die erwartete und verhoffte gottlob gute Nachricht von Euch eingetroffen, (...), dass die heilige Taufe an meiner lieben Enkelin in Diessenhofen nach Eurem Wunsch statt fand. (...) Wie ich geschrieben [habe], haben wir zur Erinnerung am Sonntag ein kleines Freudenmahl abgehalten und die neue Bürgerin sowie Euch alle hochleben lassen.»

Im Folgenden liess er sich dazu hinreissen, ebenso pietistisch fromm zu erscheinen wie der Schwiegersohn. Er war wie dieser davon angetan, dass im Augenblick der Taufe als «Gnadenzeichen vom Himmel» die Sonne auf das Gesicht der Enkelin schien. Im Brief vom 19. Februar 1851 findet er von solchen Höhenflügen wieder auf den Boden zurück:

«Neues weiss ich Ihnen nichts zu schreiben, als dass unterdessen ein neuer Winter eingetroffen und unsere Fluren wieder neuerdings mit ordentlichem Filz Schnee bedeckt [sind], und von hier bis Linthal wieder eine gute Schlittenbahn hergestellt hat.»

Frau Regula hatte in Diessenhofen die Taufe der Enkelin miterlebt. Sie kehrte am 21. Februar ein paar Stunden früher als erwartet nach Hause zurück und hätte den auf strenge Tagesordnung bedachten Chef des Hauses beinahe in Verlegenheit gebracht:

«Sie langte diesen Morgen früh, wo wir die meisten noch im Bett lagen, mit Bot Niklaus Dürst hier an, indem sie gestern Abend in Zürich gleich mit der Nachtpost wieder nach hier verreist ist, und damit also den versäumten

Tag eingeholt hat. Diese überraschende Ankunft hat uns alle sehr erfreut, und ich habe gestern Abend gedacht und gesprochen, ich glaube, dass meine liebe Frau diesen Morgen früh hier vermittelst der Nachtpost anlange, nur bedaure ich, dass ich diesen Glauben nicht fest innehielt, in welchem Fall sie mich nicht fast noch im Bett angetroffen hatte, sondern gestiefelt und gespornt vor der Türe!»

Der Grund für Frau Regulas beschleunigte Rückkehr war ihr alter kränkelnder Vater. Aus demselben Grund meldet sich Johann Caspar schon vier Tage später, am 25. Februar, wieder bei den Hanharts:

«Wirklich waren wir am letzten Sonntag zum lieben guten Urgrossvater gefahren. Er beschwerte sich über starke Brustenge und über seine leidenden Füsse, welche ihn beim Aufstehen sehr schmerzen, kurz, es könnte besser sein, doch auch schlimmer, was der liebe Gott von ihm abwenden wolle. Man muss halt nicht übersehen, dass er eben im hohen Alter ist. Übrigens tubaklet er immer noch ein wenig aus seinem lieben Pfeifli!»[40]

Die Reise an den Rhein muss Frau Regula – ihr Mann nannte sie bei dieser Gelegenheit «mein lieber Staatscourir» – so sehr gefallen haben, dass es ihr ein «Gspass», ein Vergnügen, gewesen wäre, «nach Amerika zu reisen». Aber selbst an bescheidenere Vergnügen war zu der Zeit nicht einmal zu denken, weil die Fabrik mit Aufträgen aus dem noch aus Kleinstaaten bestehenden Italien, dem einzigen näher gelegenen und einigermassen ungehindert zugänglichen europäischen Absatzgebiet überhäuft war.

Johann Caspar berichtet am 25. Februar 1851 nach Diessenhofen, dass Sohn Heinrich, der wieder in Italien unterwegs war, in Triest von der Geburt der Nichte erfahren habe und dass er «Herrn und Frau Hanhart (...) herzlich grüssen lasse».

Die grossen Aufträge aus Italien gaben ihm Gelegenheit, ein weiteres Mal – es sollte das letzte Mal sein – über den Gang seiner Fabrik zu berichten:

«Ohne eine Verzögerung unserer gegenwärtig stark beschäftigten Fabrication zu verursachen, ist es schlechterdings unmöglich, dass von uns allen jemand nur 8 Tage sich davon entfernen könnte, denn die Aufträge, so wir zu erfüllen haben, sind uns weit über den Kopf angeschwollen.»

Im Brief vom 18. Mai 1851 an Conrad Sauter muss er dann aber davon berichten, dass die italienische Einigungs- und Einheitsbewegung und die damit verbundene kriegerische Verwicklung mit Österreich, das noch die Lombardei und Venetien beherrschte, den Zugang zum italienischen Markt vorübergehend erschwerten:

«Ich erlaube mir, wegen zu kurzer Zeit vor Abgang der Post, den wohlgehenden Inhalt Ihrer letzten werten zwei Zuschriften von 26. Oktober und

[40] Heinrich Dürst (1775–1851).

vom 30. Januar ohne fernere Wiederholung zu belassen. Seit dieser Zeit ist wieder manches vorübergegangen. Aber leider haben sich die Geschäftsconjuncturen indessen für uns verschlimmert durch die Störung in der Lombardei und die Erwartung der Herabsetzung des Eingangs-Zoll in Piemont, welche Spannung natürlich das Geschäft für einstweilen gelähmt hat, denn der Privat haltet sogar deswegen zurück, etwas ins Haus zu kaufen!»

Trotz Husten und «Trümmel» schlägt Johann Caspar wieder einmal poetische Töne an:

«Die Witterung ist schon viele Tage auch recht schön und anmutig gewesen. Unsere roten Tücher glänzen bei Sonnenschein (...) wie ein Karfunkel. Eine so günstige Winterbleiche haben wir noch nie gehabt, die Ware fällt viel schöner aus als im letzten nassen Sommer und Herbst!»

Im Moment konnte er es sich nicht leisten, nach Diessenhofen zu reisen und die Enkelin mit eigenen Augen zu sehen. Darum lud er die Hanharts gleich für mehrere Wochen nach Schwanden ein. Welche Bedeutung die Enkelin für ihn erlangt hatte, zeigt sich darin, wie er den Brief vom 25. Februar abschloss – nicht wie üblich mit Grüssen und guten Wünschen nach allen Seiten, sondern mit Worten, die man von ihm, der beileibe nicht nur ein trockener Geschäftsmann war, nicht erwartet hätte:

«Euer Euch herzlich liebender Schwiegervater, Vater und Grossvater von Eurem Engelchen, welches ich vor einigen Morgen im Traum hier im Bett liegen sah, mit seinen lieben Ärmchen und Beinchen sehr lebhaft bewegend, als wenns im Wasser schwimmen wollte, und die lieben Augen stellte wie ein Sperber!»

Auf diesen Traum kommt er am 15. März zurück:

«Ihr schreibt mir so viel Liebes von Eurem Engelchen in der Wiege, dass ich bald möchte zu Euch hinfliegen, um das liebe Kind in meine Arme zu drücken, ich habe aber das liebe Kind so lebhaft in dem Ihnen beschriebenen Traum gesehen, wie es mit seinen lieben runden Füsschen (...) und mit den schon kräftigen Ärmchen und Fäustchen gestrampelt hat (...) und mit seinen lieben schwarzen Äuglein so liebreich und munter herum geschaut und gleichsam vor Freuden gejauchzet hat! dass ich gewiss im Original nicht deutlicher besehen könnte. (...) Aber meine liebe Frau hat mir viel von diesem lieben Kind an jenem Abend erzählt, wie man es bade und wie es so im Wasser schwäderle usw., und dies hat mir so allerliebst gefallen.»

Man gönnt es Johann Caspar von Herzen, das «Engelchen» wenigstens noch im Traum gesehen zu haben.

In diesem Brief vom 25. Februar 1851 verliert Johann Caspar im Zusammenhang mit der Witterung für einmal ein paar Worte über die Landschaft, in der er zeitlebens gewirkt hatte:

«Wir haben unsern Besuch im Dornhaus notabene in der Chaise und nicht im Schlitten gemacht, indessen, wenige und kurze Stellen ausgenommen, hätte man noch gar im Schlitten machen können. Auf unserer Seite und an beiden Ufern der Linth bis auf die hohen Berge hinauf und besonders bis auf den Tödi ist noch alles wohl mit Schnee bedeckt, hingegen in der Au ob den Häusern und auf Sool und den ganzen Soolerstock hält der Lenz bereits seinen Einzug.»

Am andern Tag fährt er im gleichen Brief weiter:

«Heute, den 26., ist es neblig regnerisch und mitunter etwas Schnee, besonders auf den himmelhohen Felsrücken.»

An Felsen, Felsrücken und hohen Bergen ist im Glarnerland kein Mangel. Johann Caspar schreibt darüber wie jemand, der nie einen Berg bestiegen und nie die Welt aus der Höhe gesehen hat. Für den noch im 18. Jahrhundert Geborenen war die Bergwelt wohl noch ziemlich unheimlich und unnahbar, trotz der kleinen romantischen Schwärmerei, die ihm das Stück wilde Natur zwischen Ragaz und Bad Pfäfers zu entlocken vermochte. Es gibt bei ihm allerdings keinen Kult des Erhabenen. Das Tal der Linth wird nicht als heiterer Landschaftspark beschrieben – als «Wiege und Hort der Freiheit» oder wie immer. Die Glarner leben zwar in einem Bergtal, können als Bergler angesehen werden und sind als solche quasi von Natur aus fleissig, zäh und genügsam. Johann Caspar Tschudi war all das sicher und noch einiges mehr.

## - 11 -

Im schon erwähnten Brief vom 15. März 1851 war manches über das gesundheitliche Befinden der Familie mitzuteilen – die Frau «hatte, wie man sagt, den Winter-Einkehr»; die Tochter Verena hatte Zahnschmerzen; dem alten Schwiegervater im Dornhaus ging es «auch wieder etwas besser»; der Enkel Emil war «schon viele Tage unpässlich gewesen, so dass wir [es] für nötig erachteten, den Arzt, Herrn Doctor Trümpy[41] für ihn kommen zu lassen. Er ist jetzt sehr blass und mager geworden. Nun hat es sich ergeben, dass er viel Würmer bei sich hatte, welche nun gewichen sind und er anfängt zuzunehmen.»

Was er über sich selbst berichtet, entspricht bestimmt nicht dem, wie es tatsächlich war:

«Bei mir steht es so übel nicht, aber ich gehe durchaus nicht ausser Haus, Fabrik und Nachbarschaft.»

Im Nachhinein ist es leicht, schon im Brief vom 1. Oktober 1849 an die Schwester in Amerika üble Anzeichen auszumachen:

[41] Dr. med. Johann Jakob Trümpy (1816–1880), Arzt in Schwanden.

«Mit Rauchen darf ich meine Zeit nicht viel vertreiben, denn ich muss diese Leidenschaft so viel wie möglich auch bekämpfen, weil dies zu sehr meine Brust angreift und Husten verursacht.»

Darüber, wie er sich seine spärliche freie Zeit vertreibt, äussert er sich ebenfalls in diesem Brief:

«[Ich] komme überhaupt dadurch äusserst selten im Umgang mit Menschen und vorzüglich mit der gebildeten Welt und muss mich meistens einsam halten, wobei [ich] mich am besten befinde, besonders wenn ich etwas Angenehmes zu lesen habe.»

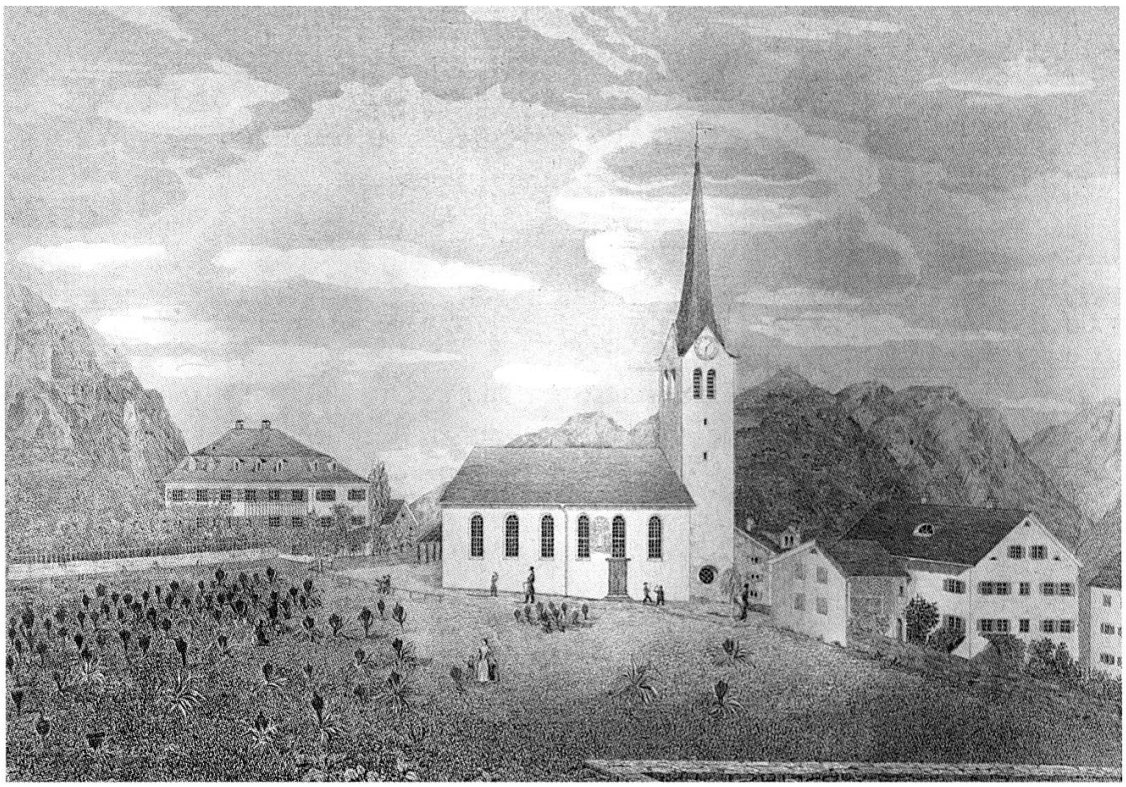
Am 20. April 1851 folgt der nächste Brief nach Diessenhofen, in dem es zur Hauptsache um Todesfälle in seiner nächsten Umgebung geht:

«Die liebe Frau Kundert wird [bei einem Besuch] Euch wohl mitgeteilt haben, dass Martha Tschudi-Tschudi circa vor zwei, drei Monaten endlich nach so vieljährigen körperlichen Leiden gestorben sei! Ob ich Euch, meinen Kindern, dies seinerzeit angezeigt habe, weiss ich mich nicht mehr zu erinnern und nachzusehen erlaubt mir die Zeit nicht. Weil nun die Rede von gestorbenen alten Bekannten ist, so melde [ich] Ihnen hiemit zugleich, dass wir hier letzten Dienstag den Herrn Ratsherr und Doctor Fridolin Tschudi[42] im 56. Jahr seines Alters und die Frau Base Rosette Tschudi-Bühler aus dem Rotenhaus. im 67. ihres Alters und den Schuhmacher Heinrich Feldmann im 68. Jahr zu ihrer Grabstätte, alle drei in einer Gruft vor der Hauptkirchentüre, begleitet haben! Der Hinschied des ersteren ist freilich sehr zu bedauern, denn er war ein wohl erfahrener Arzt und ein guter Menschenfreund und hinterlässt gleichsam noch drei unerzogene Kinder! Was meines Wissens Frau Base anbelangt, so war sie und die zärtlich liebenden Ihrigen endlich froh, dass sie der liebe Gott von ihrer grossen Not und Schmerzen erlöst hat, und der Feldmann war gar [ein] armer Mann an Leib und Geist, so dass jedermann für ihn Gott lobte und dankte, dass er ihn aus dieser zeitlichen Trübseligkeit endlich erlöst hat. Sanft ruhen nun alle drei in ihrer gemeinsamen ehrenvollen Gruft vor der Hauptkirchentüre, wo nur die Herren geistlichen und weltlichen Vorsteher beerdigt werden und welche Personen denn zu gleicher Zeit zufällig zu beerdigen sind.»

Hatte Johann Caspar, als er sich so ausführlich mit dieser dreifachen Beerdigung befasste, nur einen Augenblick daran gedacht, dass innert eines guten Monats nebst einem andern Todesfall auch sein eigener mitzuteilen sein würde?

1849 war es 500 Jahre her, dass es in Schwanden eine eigene Kirche gab. Wie diese in eben diesem Jahr ausgesehen hat, ist auf einem Stich in der

[42] Arzt, Ratsherr, Kriminalrichter, Steuer- und Waisenvogt Fridolin Tschudi (1796–1851) starb am 11. April; Anna Rosina Tschudi-Bühler (1785–1851), Schwiegermutter von Benjamin Ryffel und Cousine von Johann Caspars erster Frau, am 12. April und Johann Heinrich Feldmann (1786–1851) ebenfalls am 12. April. Martha Tschudi (1782–1851), die Frau des Chirurgen Niclaus Tschudi, starb am 25. Januar.



Kirche Schwanden (um 1850).

zum Jubiläum erschienenen Schrift zu sehen – auch die Stelle der gemeinsamen «Gruft vor der Hauptkirchentüre».[43]

Im Brief vom 1. Oktober 1849 an die Schwester Verena schreibt Johann Caspar:

«Herr [Conrad] Tschudi[44] [der von seinem Besuch im Glarnerland wieder nach Texas zurückgekehrt war] wird Euch (...) schon mündlichen Bericht abstatten (...) über unser 500jähriges Jubiläums-Kirchweihfest, denn anno 1349 war die erste Chilbi in Schwanden, denn vorher war hier nur ein Kappelein, unsere damaligen Väter bis auf Luchsingen und Hätzingen hinderen mussten gen Glarus zur Kirche.»

Im Brief, den er am 18. April 1850, noch vor der Hochzeit der Tochter, an Heinrich Zuppinger in Männedorf schreibt, ist am Ende eines schlecht kopierten Abschnittes ein einziger Satz zu entziffern:

[43] Trümpi, Ch., Ritter, J., Andenken an die fünfhundertjährige Jubelfeier der Kirche zu Schwanden 1849. Glarus 1849.

[44] Johann Caspars Bruder Johann Conrad Tschudi (1801– ?), der 1844 nach Amerika ausgewandert war, war nach einem Besuch im Glarnerland nach Galveston zurückgekehrt. Er war in 1. Ehe mit Salome Ruch (1796–1857) von Mitlödi verheiratet; es ist möglich, dass er bei seinem Besuch in Mitlödi abgestiegen war – jedenfalls hat ihn Joachim Tschudi dort in der «Wies» angetroffen.

«Hin geht die Zeit und jäh kommt der Tod.»

Ob es sich um einen zitierten Sinnspruch oder um eine eigene Formulierung handelt, sei dahingestellt. Daran zu glauben, sterben bedeute, «in eine bessere Welt hinüber zu schlummern» und «aus dieser zeitlichen Trübseligkeit endlich erlöst zu werden», war zu Johann Caspars Zeiten einziger Trost. Gottergeben, aber nicht gefühl- und hilflos, stand Johann Caspar dem Tod gegenüber. Auf seine Art fasst er das im Brief vom 23. August 1849 an seine im Pfäferserbad weilende Frau und im Brief vom 1. November 1849 seiner Schwester Verena Wild in Worte:

«Aber mit der guten Frauen Mitmutter in Netstal scheint es ihrem Lebensende zu nahen. Gestern sind die Christine und Emil zu Fuss hingegangen und haben leider am Abend nicht tröstliche Nachricht uns von ihr gebracht, und heute Nachmittag sind der Tochtermann und Verena hingefahren, vielleicht dass sie schwerlich diesen Abend zurückkommen werden, sondern über diese Nacht dort verbleiben. Wenn es immer möglich ist, werde ich morgens auch dahin gehen, um sie noch einmal zu sehen und wo möglich besprechen zu können.»

«Am 24. August ist meine liebe und sehr achtungswerte Frau Mitmutter, Frau Kirchenvögtin Spelty, in Netstal gestorben im 64. Jahr ihres Alters. Am Montag, den 27. August, ist sie unter einem zahlreichen Begleit zur Erde bestattet worden. (...) Obschon sie ein ordentliches Alter erreicht hat, so ist sie für ihren Gatten und [ihre] Kinder, besonders für die noch ledige Tochter Maria, doch zu früh gestorben, denn sie hat ein weites Haus gemacht, wohl dass Herr Mitvater Kirchenvogt viel Verstand besitzt, dass unser Leben hier auf dieser Welt nicht ewig dauert, kann er unmöglich diesen harten Verlust so leicht hintansetzen. Gott tröste diese betrübten Hinterlassenen, und die Selige freue sich in der ewigen Freude und Herrlichkeit.»[45]

Im gleichen Brief schreibt Johann Caspar seiner Schwester Verena zum Tod ihres Sohnes Samuel Wild (1820–1849) – und zwar einen einzigen Satz, weil bei einem 29-jährigen Neffen selbst ihm die Worte fehlen:

«Was soll ich Dir, liebe Schwester, wegen Deinem Verlust von Deinem Sohn Samuel sel. sagen, nichts – als lasst uns Gott loben, dass er unser dieses Mitglied aus dieser Trübseligkeit erlöst hat, und sanft ruhe seine Asche und seine Seele freue sich im Himmel.»

Johann Caspar nahm selber wahr, dass mit ihm nicht mehr alles so war, wie zuvor und wie es sein sollte:

«Genug, ich habe mich schon wieder über diesen Gegenstand zu weitläufig und zu lange aufgehalten und Zeit und Raum zu viel für meine übrigen

[45] Gemeint ist die Mutter von Johann Caspars Schwiegersohn Alexander Spelty, Christina Spelty-Linden (1786–1849).

Aufgaben damit verkürzt, denn das Schreiben und Setzen geht mir nicht mehr so flüssig vonstatten und darum muss ich eben um gütige Entschuldigung bitten, dass ich Euren so inhaltsreichen teueren lieben Brief nur so flüchtig und ganz unvollkommen zu erwidern im Stande bin.»

Es scheint, dass ihm nicht nur das Schreiben nicht mehr so leicht gefallen war:

«Wir sind gottlob und Dank alle auch gesund – mit Ausnahme der guten und lieben Verena, welche oft an heftigen Zahnschmerzen leidet und dessen ungeachtet doch viel arbeiten muss, weil wir immer alle in einem Chaos von Geschäften und Arbeit schmachten müssen, wo uns keine Musse übrig bleibt, besondere Zerstreuung und Vergnügen zu geniessen, besonders weil nun meine liebe Frau schon seit Mittwoch am Krankenbett von ihrem lieben Vater im Dornhaus sich aufhalten muss.»

Was ihm bis anhin Sinn des Lebens gewesen war oder gar das Leben selber, die Arbeit am Aufbau seiner Fabrik, wurde mit einem Mal Chaos und liess ihn schmachten – zumal er auch noch ausserhalb der Fabrik mit Aufgaben belastet war:

«Ich sollte morgen hingehen [ins Dornhaus], aber ich bin fest behindert wegen einer dringenden Vogtsangelegenheit von Joachim Tschudi sel. (Vetter Heinrichs sel.) in Bäretswil.»[46]

Als Vormund des verstorbenen Cousins hatte Johann Caspar am nächsten Tag mit dem Waisenamt (Vormundschaftsbehörde) die Versteigerung von Liegenschaften zu besprechen. Der Zustand des Schwiegervaters war denn auch so ernst, dass «in der Herren» Pläne geändert werden mussten:

«(...) welcher nach erhaltener Nachricht sehr krank darniederliegt, und sein Arzt, Herr Doctor Hefti, wenig Hoffnung hat, dass er wieder genesen werde, indem er je länger je mehr sich schwächer zeige.»[47]

«Unter diesen Umständen wird es vorderhand schwer halten, dass der Alexander und seine Frau von hier [nach Diessenhofen] abreisen.»

Versteht sich, dass er selber gern abgereist wäre, es aber beim Wunsch und der Vorstellung bleiben lassen musste:

«[Wir] warten auf die Zeit, wo wir das liebe Engelchen an unser Herz drücken.»

Der nächste Brief folgt vier Tage später, am 25. April 1851, mit dem Johann Caspar den Hinschied des Gross- und Urgrossvaters mitteilt. Es war der letzte Brief, den die Hanharts von ihm erhalten sollten:

«Diesen Morgen sandte ich Euer liebes Schreiben im Original meiner lieben Frau in Dornhaus, weil ich weiss, dass ihr dies gar viele Freude und Trost

[46] Joachim Tschudi (1813–14.03.1851), Sohn von Johann Caspars Onkel Heinrich Tschudi (1766–1849), «auf der Farb» in Schwanden, lebte in Hinwil im Zürcher Oberland, war dort gestorben und hatte im nahegelegenen Bäretswil Liegenschaften hinterlassen.

[47] Dr. med. Johann Jakob Hefti-Tschudi (1818–1883).

gewährt. Kaum ist aber mein Brief abgegangen, so kommt ein schwarzgekleideter Bote (der Bannwart) mit der Nachricht, dass der liebe alte Gross- und Urgrossvater diesen Morgen circa 4 1/2 Uhr sanft dem Herrn entschlafen sei!»

Zwar war der Tod diesmal als Erlöser gekommen:

«Nun denn, Ihr lieben Kinder, wir müssen und wollen uns in die Schickung Gottes fügen und ihm eigentlich danken, dass er den alten lieben Grossvater aus dieser zeitlichen Trübseligkeit erlöst hat, denn wahre und völlige Genesung wäre doch nicht mehr zu erhoffen und zu erwarten gewesen, indem in diesem hohen Alter keine wirksame Natur mehr vorhanden ist. Er ruhet nun in Gott, und [es] ist ihm jetzt wohl, er würde gewiss nicht mehr wechseln.»

Joachim Tschudi (1822–1893) und
Rosa Tschudi-Jenny (1831–1856). (PTF)

Sich selber und andere zu trösten, war die gut gemeinte, aber hilflose Absicht des letzten Satzes. Zunächst aber hatte sich Johann Caspar mit ganz praktischen Dingen zu befassen:

«Wir wissen nun nicht bestimmt, ob man ihn nächsten Sonntag oder Montag in die kühle Gruft senkt. Jedenfalls ist die Zeit zu kurz, dass der Einte von Euch an seine Grabstätte ihn begleiten kann, allein Eure Teilnahme [Anteilnahme] und guter Wille wird von uns als Tat genommen.»

Die Frage, ob Sonntag oder Montag, komplizierte sich noch, weil derjenige, der bald Hauptperson «in der Herren» sein wird, im Begriffe war, auch ausserhalb der Fabrik in Erscheinung zu treten und eine Rolle zu spielen: «Joachim war wirklich gestern Abend nicht hier, sondern in Mitlödi bei einer offiziellen Versammlung, denn am nächsten Sonntag ist Offiziersverein in Niederurnen, und er ist Präsident, und wenn also der Grossvater am Sonntag zu beerdigen wäre, könnte er nicht einmal ihm die letzte Ehre erweisen, und [ich] will nun sehen, dass die Beerdigung erst am Montag stattfindet.»[48]

Johann Caspar liess es sich nicht nehmen, in den letzten Tagen am Krankenbett des Schwiegervaters zu wachen:

«Nachmittag gehe ich auch ins Dornhaus. Ich, Joachim und Verena mit Emil (der Jost ist seit 8 Tagen in Netstal) waren diese Woche abwechselnd bei ihm. Dies hat ihn sehr gefreut, denn er war fast immer, und wie mir der «Ummensager» gesagt hat, fast bis auf die letzte Stunde bei guter Geistesgegenwart. Ich muss enden, wenn ich infolge meiner Pflicht und Versprechen in das Dornhaus abfahren will.»

## - 12 -

Trotz Todesfällen und andern Prüfungen des Lebens verliefen die zwei letzten Lebensjahre Johann Caspars fast unheimlich harmonisch. Sogar das Loslassen der Tochter Anna Maria ging unter dem Strich einigermassen sanft vor sich.

Ein Brief vom 16./17. Dezember 1850 von Sohn Joachim an Schwager Rudolf Hanhart dämpft indes das eitle Glück. Er schrieb den Brief an dem Tag, da er von einem Besuch in Diessenhofen nach Schwanden zurückgekehrt

[48] Joachim Tschudi war von 1851 bis 1862 Präsident der Glarner Offiziersgesellschaft und von 1870 bis 1882 Präsident der Guppenrunsekorporation, die in den Jahren 1877 bis 1880 eine Verbauung der berüchtigten Runse, die sich zwischen Mitlödi und Schwanden in die Linth ergiesst, ausführte. 1889 zerstörte ein Unwetter das Bauwerk. Beim Tod Heinrich Dürst-Vögelis ist noch ein Widerspruch zu vermerken: In der Genealogie im Landesarchiv wird Braunwald als Sterbeort genannt, in Johann Caspars Briefen ist es Dornhaus/Diesbach. Dass sich Johann Caspar für seinen Besuch nach Braunwald begeben hat, kann ausgeschlossen werden.

war. Der eigentliche Zweck der Reise war Geschäftliches; es musste der Abschluss des Darlehensvertrages über 3 000 Gulden noch persönlich besiegelt werden. Der Aufenthalt in Diessenhofen, auf den er sich «als auf eine Recréation für meinen ermüdeten Geist und einen erschöpften Körper» sehr gefreut hatte, gestaltete sich dann so, dass er sich «blutendem Herzen» von seiner «lieben, treuen Schwester» trennen musste. Anna Maria stand damals anderthalb Monate vor der Niederkunft:
«Ach, was war das für ein Stürmen und Fragen von Alt und Jung in meinem elterlichen Hause nach der lieben Tochter und Tante, nach Tochtermann und Onkel, und wie schwer wurde es dem armen Bruder, nicht herauszuplatzen mit der Wahrheit, mit dem zernichtenden Donnerschlag für alle: Unsere Marie sei nicht glücklich, Schmerz und Kummer sei ihr Los. Hätte ich sagen sollen: jener brave Mann, jener religiöse Mensch, jener zärtlichste aller Liebhaber sei im Begriff, an der Marie zum Verräter zu werden.»
Worum es sich handelt, erschliesst sich aus dem viele Seiten langen Brief erst nach und nach:
«Darum raffe Dich auf, aus den Irrgängen Deiner schamhaften Phantasie [herauszukommen], Du hast mir versprochen, Deine sanfte, gütmütige Frau nicht mehr zu betrüben, sie nicht mehr zu quälen mit persönlichen Sticheleien, sie nicht mehr zu foltern mit Gleichgültigkeit und Reue über den geschlossenen von Gott geheiligten Bund, und Du wirst ihren besondern ernsthaften Umständen Rechnung zu tragen wissen.»

Wie sich Schwager Rudolf verhalten hatte, wird damit einigermassen klar, unklar ist aber, warum. Nachdem Joachim die Schwester ermahnt hatte, künftig «nichts mehr zu verhehlen», und sie an ihre «Pflicht für ihre Leibesfrucht» erinnerte – nachdem Joachim dem Schwager Ratschläge erteilt hatte, die «Zeit nach einer gewissen Ordnung der Frau, dem Bruder, dem Geschäft, der Natur, der Gesellschaft und der Lektüre erheiternder Schriftsteller zu widmen» und er ihm vorgeworfen hatte, sein Verhalten sei «eines Mannes geradezu unwürdig», kommt er zum mutmasslichen Kern der Sache:

«Hier wird er mir nun wie gewohnt die tiefe Besorgnis um seinen Bruder Martin entgegenhalten.»

Joachim versuchte hier, Klarheit zu schaffen:

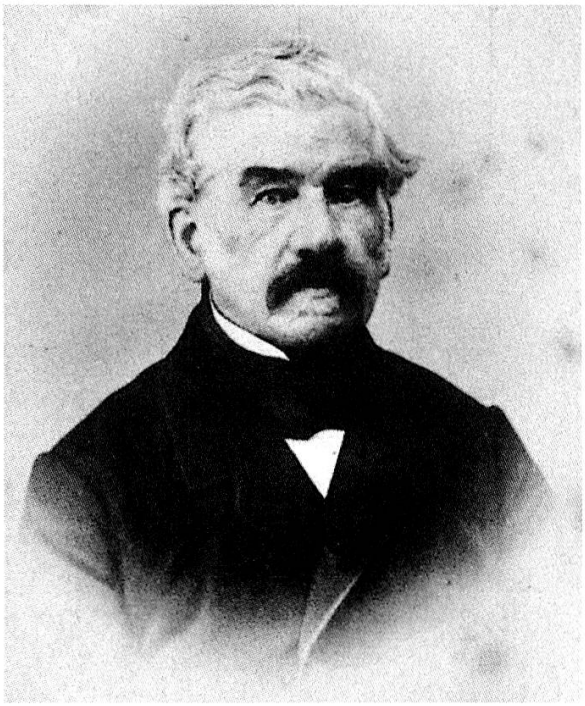
«Die Marie liebt gewiss Deinen Bruder so sehr, dass, wenn er einmal wirklich krank werden sollte, er an ihr den hilfreichsten Trost und die treueste Pflege fände; so lange er aber gesund ist (und er ist's!), so lange hat sie ganz recht, Deinen Klagen und Deinem Jammern ihr Ohr zu verschliessen und sich mit den Gesunden der Güte Gottes zu freuen.»

Vermutlich waren die Sorgen, die sich Rudolf um den Bruder machte, Vorwand für etwas anderes. War es nicht die bevorstehende Vaterschaft und die sich ändernde Rolle der künftigen Mutter, die den Mann durcheinander gebracht hatten?

Obwohl Johann Caspars Brief vom 23. Dezember 1850 zu entnehmen ist, dass Bruder Martin in jenen Tagen tatsächlich krank gewesen und «noch nicht ganz hergestellt» war, wird Rudolfs Verhalten vollends rätselhaft, wenn in den Briefen vom 21. und 25. Februar 1851, also nur zwei Monate später, von Martins Verlobung die Rede ist. Er dankte dem «lieben Herrn Martin Hanhart und seiner werten Fräulein Braut (...) recht verbindlich für die meiner Frau erwiesene Ehre (...), sie bis Frauenfeld begleitet zu haben», und er freut sich darauf, das Brautpaar auf der Hochzeitsreise «bei uns aufnehmen zu dürfen», wobei er sich wünscht, «dass diese erst in der schönen Jahreszeit stattfinden wird». Tatsächlich fand die Hochzeit erst im Sommer, am 24. Juni 1851, einen Monat nach Johann Caspars Tod, statt. Dem Paar wurden sieben Kinder geschenkt. Martin Hanhart (1825–1884) überlebte den Bruder um 12 Jahre. Im Brief vom 15. März 1851 ist nebenbei noch von der Verlobung des vor Jahresfrist verwitweten Jost Adolf Ritter mit Katharina Hanhart zu erfahren; die Heirat fand am 14. August 1851 statt.

Der Zwischenfall mit Schwager Rudolf hatte Joachim mächtig zugesetzt und ihn aus der Reserve gelockt, mit der er sonst dem «Leben» begegnet ist. Umso mehr fürchtet er die Reaktion des Vaters:
«Ich weiss nicht, wie und was ich dem lieben Vater davon mitteilen soll; denn seine Liebe zu Marie ist unendlich.»
Dazu kommt, dass für Johann Caspar der Schwiegersohn nicht nur wohlhabend, sondern auch fromm war. Mehrere Briefstellen kann man so verstehen, dass sich die beiden in ihrer Frömmigkeit förmlich zu übertreffen versuchten. Jedenfalls lässt Joachim im Brief an den Schwager durchblicken, dass Johann Caspar nicht ins Bild gesetzt werden soll:
«Nur gegen Mutter und Schwester [Verena Spelty-Tschudi] hatte ich ein offenes Herz, ich schüttete es aus mit aller Rücksicht und mit aller Schonung gegen Dich. (...) Mit aller Gewalt mussten wir die liebe Mutter zurückhalten, denn fort wollte sie zu ihrem Kind.»
Liest man jene schon zitierten Ratschläge nochmals, die Johann Caspar am 8. Januar 1851 dem Schwiegersohn darüber erteilte, was für die werdende Mutter und das Kind «das Beste und Zweckmässigste» sei, so lässt der nächste Satz vermuten, dass Johann Caspar davon doch erfahren hat:
«Nur liebreiches, recht wohlwollendes und aufrichtiges Entgegenkommen, keine gezwungenen Zumutungen, keinen unnötigen Kummer und Besorgnisse. Nach meinem Dafürhalten sollte unter Ihrem Hausdach noch kein Kreuz walten, es wäre denn, dass Sie eines zu haben wünschten, und das werden Sie als vernünftiger und gescheiter Mann doch nicht wollen, und ich bitte den lieben Gott, [er] wolle Sie gnädiglich davor behüten.»

Einen Monat später reiste Mutter Regula Tschudi-Dürst mit etwas andern Gedanken und Gefühlen nach Diessenhofen als beim ersten Besuch. Im-



Peter Jenny-Tschudi, älter (1800–1874). (GLA)

merhin steht im leidenschaftlichen Brief Joachims der versöhnliche Satz: «Noch verzweifle ich nicht an dem guten Menschen, der in Rudolf zu Grunde wohnt; denn auf diesen haben wir alle allein gebaut.»
Die Lage hatte sich dann, wie einem Brief Joachims vom 6. Juli 1852 zu entnehmen ist, innert nützlicher Frist normalisiert:

«Die sommerliche Jahreszeit und mein schönes Fabrikat, sowie auch die Ermunterung von Herrn Vetter Ratsherr [Peter] Jenny laden mich ein, ein paar Partien Baumwollstücke auf eigene Rechnung in Arbeit zu nehmen, was mir aber wiederum gegenwärtig nur möglich ist, wenn ich auf Deinen Beistand hoffen darf.»

Obwohl sich Joachim Tschudi 1852 mit der «reichen» Rosina Jenny verlobte – die Heirat fand wegen des Todes ihres Bruders Felix erst im Herbst statt – war er im Moment offensichtlich auf den Kredit des Schwagers angewiesen. Er bestätigte im gleichen Brief den Empfang von Fr. 1600.– und ersuchte darum, den Zinsfuss mitzuteilen.

## - 13 -

Der letzte Brief, den Johann Caspar vermutlich schrieb, datiert vom 18. Mai 1851, ist an Conrad Sauter adressiert. Anlass für den Brief war die an den Schluss gerückte Bestellung von verschiedenen Bürsten für den Haushalt und für die Fabrik:

«2 Bodenwüscher (hier Bürstenbesen genannt) / 2 Bodenbürsten (um die Böden zu waschen) / 2 Handbürsten (Tischbürsten) / 1 elegante und gute Handbürste für den Gebrauch in unserem Wohnzimmer / 1 schöne und gute Kleiderbürste / 3 bis 4 Dutzend Modelbürsten (nicht Streichbürsten). Nun senden Sie mir vorläufig, was fertig ist, und das übrige lassen Sie bald nachfolgen.»

Schliesslich war mit Herrn Sauter noch ein offener Posten zu regeln, und das war wohl das Letzte, was der Geschäftsmann Johann Caspar Tschudi geregelt hatte:

«Ich habe hiermit zum Endzweck Ihnen endlich den Betrag für die wohlmeinende Rechnung in Ihrer letzten Zuschrift zu übermachen, nämlich 25 Reichsgulden, wofür Sie also meine Rechnung wieder bis dato verebnen wollen.»

Dieser offenbar letzte Brief Johann Caspars findet sich im Kopierbuch auf den Seiten 1269 und 1270 und ist neun Tage vor dem Tod am 27. Mai 1851 geschrieben worden. Auf den folgenden Seiten hat Sohn Joachim drei nahestehenden Freunden, Major Heinrich Zuppinger im Eichthal in Männedorf, Caspar Lüthy in Innsbruck und dessen Neffen Caspar Lüthy in Männedorf, den Tod des Vaters angezeigt – zum Teil mit ähnlichen Worten. Heinrich Zuppinger, den er mit «Wertester Herr und Götti» anredet, schreibt er schon am nächsten Tag, am 28. Mai, den beiden Lüthy am folgenden.

Um nicht mit dem eigenen Leid beginnen zu müssen, geht er im Brief in den Thalgarten in Männedorf von einem kürzlichen Todesfall in Lüthys Familie aus – Vater Heinrich Lüthy, der mit Tuch- und Manufakturwaren gehandelt hatte – starb am 1. April 1851.[49]

«Damals, als Sie unserem Vater die traurige Botschaft von dem Hinschied Ihres geliebten Vaters übermachten, nahm die ganze Familie warmen Anteil an Ihrem betroffenen Schicksal! Aber niemand hatte daran gedacht, dass auch uns ein gleicher Verlust in naher Zukunft bevorstehe! Auch unser lieber Vater ist hinübergegangen zu den Seligen.»

Was es über die Todesursache und die näheren Umstände zu berichten gab, ist dem Brief nach Innsbruck zu entnehmen:

«Nach einem 8tägigen Krankenbett, erlag sein ermüdeter Körper der Heftigkeit einer Leberentzündung, (...)»

Sowohl im Brief an Heinrich Zuppinger als auch in jenem nach Innsbruck widmet Joachim den zweiten Abschnitt der Mutter:

«Die tiefbekümmerte Witwe, unsere liebe Mutter, welche vor 4 Wochen erst ihren alten herzensguten Vater verloren hat, und nun so bald darauf diesen noch viel härteren Schicksalsschlag über sich ergehen lassen muss.»

[49] Vgl. Anmerkung 4.

Johann Caspars Freund Caspar Lüthy in Innsbruck, dem er lange Briefe schrieb und der die Verhältnisse «in der Herren» kannte, konnte sehr gut verstehen, was Joachim mit Folgendem sagen wollte:

«[Die Mutter] musste so bald nachher ihren eigenen Mann, mit dem sie vereint so manchen Lebenskampf durchgekämpft hat, in ihren Armen verscheiden sehen!»

Überhaupt ging Joachim im Brief nach Innsbruck am meisten aus sich heraus und ohne Scheu stand er hier zu seiner religiösen Überzeugung:

«Er hat den Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, und ist mit ruhigem Gewissen von dieser zeitlichen Welt in die ewige Seligkeit hinüber gegangen. Wie sind die Wege des Herrn so dunkel und so undurchdringlich! Aber wir glauben an die heilige Lehre: Gott führt alles aufs weiseste; der Gott, der uns demütiget, wird uns auch wieder aufrichten, wir hoffen auf ihn, er wird es recht mit uns machen! Der Jammer, der Schmerz, seiner Hinterlassenen begleite seine Seele hinüber in den Kreis der Verklärten. Das Leid und das Lob seiner grossen Bekanntschaft unter allen Ständen folget ihm nach! Möge sein unvergessliches Andenken uns mit gleichem Bewusstsein leben und sterben lernen.»

In diesem Brief nach Innsbruck widmet Joachim nach der Mutter auch der Schwester in Diessenhofen ein paar Zeilen:

«(...) und unsere allgeliebte Schwester Marie, die ein so gutes Kind dem Vater war, wie freute sie sich auf ihren uns zugedachten Besuch mit ihrer kleinen Familie, und nun holt sie die Post des Schreckens herbei, um hinter der Totenbahre unseres heiss geliebten Vaters die Vergänglichkeit der schönsten irdischen Verhältnisse zu beklagen!»

Johann Caspar hatte einen Monat zuvor Tochter und Schwiegersohn davon dispensiert, an der Beerdigung von Grossvater Dürst teilzunehmen. An des Vaters Beisetzung werden die Hanharts teilgenommen haben. In keinem der vorhandenen Briefe, nur in Peter Tschudis Geschichte der «Herren»-Fabrik[50] wird über die Beerdigung berichtet: Tagwenvogt Heinrich Blumer habe als Augenzeuge in seiner Tschudi-Genealogie geschrieben, Johann Caspar sei allgemein betrauert worden; es hätten sich die ältesten Leute nicht an ein so zahlreiches Leichengeleit erinnern können und es hätte ein grosser Teil in der Kirche keinen Platz gefunden.

Mit dem 27. Mai 1851 endet der Teil unserer Geschichte, dessen unvergleichlicher Chronist Johann Caspar Tschudi gewesen ist.

[50] Tschudi, S. 32.